

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien
Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam
et
veritatem
debere

QVID QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 10

(18.12.2011 - 25.05.2012)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*

850 Jahre Domkapitel

Schnell und Steiner legen Festschrift vor



Abb. 1 Dr. Rüdiger Freiherr von Schnurbein und Verlagsrepräsentant Dr. Hubert Kerschler

Kotofej K. Bajun

„Wer nicht weiß, woher er kommt, der oft nicht weiß, wohin er geht!“ Das dürfte die Standardbegründung eines jeden Historikers sein, wenn er von der mitfühlenden Bevölkerung gefragt wird, warum er sich wohl mit einem solch drögen Fach wie der Geschichte befasst. Ist Geschichte dröge? Mitnichten. Zumal, wenn sie in einem so exquisiten und wunderbar aufbereiteten Habitus einher kommt, wie das jüngste Werk zur Geschichte des Brandenburger Domkapitels aus dem sehr aparten Hause Schnell und Steiner. Dieses zu Regensburg ansässige Verlagshaus hatte nach der Wende einen guten Riecher und sicherte sich beispielsweise die schon auf dem DDR-Buch- und Schriftenmarkt angesehene Reihe „Das christliche Denkmal“. 2007 warteten Schnell und Steiner für den engagierten Brandenburger mit einem Paukenschlag auf: „St. Petri Brandenburg/Havel Bauhistorische Untersuchungen“ hieß das Buch – und spätestens die Qualität dieses Werkes verlieh den Regensburgern am Havelstrand eine Hausnummer. Nahtlos knüpft der Band 5 der Schriften des Domstifts Brandenburg mit dem schlichten Titel „850 Jahre Domstift Brandenburg“ an diesen Standard an. Nicht nur mit dem an seine Prädecessoren angeglichene Erscheinungsbild, sondern gerade über den sauber und tiefgründig recherchierten Inhalt betont also dieses von einem hochkarätigen Autorenkollektiv verfasste und von Dr. Rüdiger Freiherr von Schnurbein herausgegebene Werk die enge Verwandtschaft zu seinen Vorgängern.

Von der Intention geleitet, mit einer Rückschau 850 Jahre Brandenburger Domkapitelgeschichte zu würdigen, gelang es von Schnurbein, der auch mit einem eigenen Beitrag vertreten ist, wie bereits angeführt, eine handverlesene vierzehnköpfige und in der Mark ausgewiesene Gruppe von Spezialisten ins Boot zu holen. Darunter finden sich Namen wie der des emeritierten Chefs des ältesten Archivs östlich der Elbe, des Domarchivars i. R. Wolfgang Schößler, der die Geschichte seines Doms im kleinen Finger hat. Da beschreibt der Altministerpräsident Brandenburgs und ehemalige Konsistorialpräsident der Ostregion der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg, Manfred Stolpe, das schwierige Überleben des Domkapitels auch als regionaler Arbeitgeber in der vom Atheismus geprägten DDR-Epoche. Wie das im einzelnen vor sich ging, wie sich die Wirtschaftsstrukturen im Detail darstellten, das erläutern Hans Müller und Robert Hinz. Die Wendezeit, die auch das Kapitel mit immense Herausforderungen konfrontierte, beleuchtet die ehemalige Dompfarrerin

Cornelia Radecke-Engst. Die an den Dom angeschlossene Ritterakademie, jahrhundertlang Elite-Kaderschmiede der preußischen Staatsverwaltung, wird von niemand Geringerem besprochen, als dem Nachfahren eines der mächtigsten unter den Brandenburger Bischöfen, Dietrich III. von der Schulenburg. Johann-Matthias Graf von der Schulenburg wandte sich dem bisher in der Öffentlichkeit noch kaum bekannten Thema der Gründungs- und Frühzeit dieser Bildungseinrichtung des märkischen Adels zu. Überaus spannend lesen sich die neuesten Erkenntnisse der Stadtarchäologen Dr. Joachim Müller und Dietmar Rathert zu lesen, die 2008 und 2009 die Petrikapelle grabungstechnisch erschlossen und sowohl auf sensationelle Funde stießen, als auch zu ebenso spektakulären Schlussfolgerungen fanden.

Hier findet Dietmar Ratherts Aufsatz aus dem 19. Jahresbericht des Historischen Vereins noch einmal eine ausführliche Aufbereitung und Fortsetzung, in der nicht nur das Aussehen der vermuteten, in diesem Siedlungsraum absolut selten anzutreffenden Doppelkapelle anschaulich illustriert wird, sondern auch noch einmal explizite auf den im Volksmund bereits etwas voreilig „Pribislav-Grabstein“ genannten Fund zu sprechen kommt. Letzterer wurde bekanntlich als verschüttete Türschwelle in der Südwand der Kapelle geborgen. Die im brandenburgischen kunst- und kulturhistorischen Betrieb arrivierten Kenner Carljürgen Gertler und Ernst Badstübner runden den Kanon der Experten mit Beiträgen zu den mystischen Kapitellplastiken im Kreuzgang der Domklausur, sowie zum Ostgiebel der Petrikapelle ab. In letzterer wurde das neue Buch dann auch am Abend des 13. Dezember 2011 vorgestellt. Der überschaubare Rahmen der Teilnehmer illustrierte allerdings auch die Kehrseite des Werkes. Als Weihnachtsgabe für die bildungsferne Bevölkerung ist es ungeeignet.

Populärwissenschaftlich sind die Aufsätze keineswegs gehalten. Hier braucht es Vorwissen, Verstand und rezeptiven Intellekt. Das drückt sich auch in dem Preis aus, mit dem das Buch an den Markt tritt. 39,95 Euro kennzeichnen es schon als kleines Fachbuch, an dem jedoch die anvisierte Zielgruppe eine immense Freude haben wird. Denn im Duktus schlüssig und flüssig ist die Lektüre so angenehm wie belehrend. Man kann getrost resümieren: Wo man als Laie noch vor zwei Jahrzehnten gezwungen war, mit der Taschenlampe in der die Mark maßgeblich prägenden Geschichte des Domes herumzustochern, hat Schnell und Steiner jetzt einen weiteren Flak-Scheinwerfer aufgeföhren, der das Geflecht der eigenen Wurzeln, tausend Jahre tief in märkischer Erde, erfahrbar und erlebbar macht.

...auf so was kommste doch nich anne frischen

Luft!

Urban Priol zog am BT vom Leder

Michael L. Hübner

„Rede über alles – nur nicht über 45 Minuten!“, riet einst Kurt Tucholsky. So selten der Übervater des deutschen Journalismus irrte, bei Urban Priol hätte er klein beigeben müssen. Priol – Mittelfeldstürmer der deutschen Kabarett-Nationalmannschaft gastierte in Brandenburg an der Havel. Vier mal 45 Minuten, ganze drei Stunden lang hielt er sein Publikum alert und hellwach bei der Stange. Das Theater bläst seit Monaten zur Attacke auf die Kulturzentren „Residenz“ und „Hauptstadt“. Mit der Verpflichtung Priols führten die Kulturkämpen von der Grabenpromenade wieder ein ganz schweres Geschütz ins Feld. Seit Wochen ausverkauft, drohte der Saal des Großen Hauses schier zu bersten. Über vierhundert Besucher gaben



Abb. 2 In gewohnt hektischer Aufgeregtheit fesselte Priol sein Publikum

einem der geistreichsten Narren der Republik einen wahrhaft begeisterten Empfang. Drei Stunden aktuelles, scharfzüngiges und pointiertes Kabarett der Spitzenklasse, Priol war in Höchstform. Wie lange muss der Mann eigentlich zwei Finger in die Steckdose halten, um so viel Energie abstrahlen zu können? Der wirre Kranz der abstehenden Haare, das physiognomische Markenzeichen dieses Parade-Kabarettisten, mag vielleicht harmlos-clownesk wirken. Aber Vorsicht! Wer ins Fadenkreuz Priols gerät, der kommt ganz fix in arge Bedrängnis. Auf die Frage PreußenSpiegels jedoch, ob er sich als Kyniker, nota bene: nicht Zyniker!, verstehe, also als jemand, der beiße um zu helfen, nicht um zu verletzen, bejahte Priol dies. „Es geht mir nicht darum, lediglich auszukeilen, ich will zum Guten verändern“, sagt er, aber ganz kräftig zupacken kann er trotzdem. Wenn der kleine, quirliche Mann die Zähne wetzt und seine aufgeregten Halbsätze ins Publikum schießt, dann sollten in den Machtzentren der Republik die Alarmglocken schellen!

Wo Priol hinlangt, da fliegen die Fetzen. Man sollte ihm zutrauen, Wahlen alleine durch seine Auftritte entscheidend zu beeinflussen. Er demontiert geistlose Worthülsen und reißt denen die Masken vom Gesicht, die mit Nebelkerzen um sich werfen. Priol nennt Ross und Reiter bar jeden falschen Respekts bei ihren wahren Namen. Und niemand ist vor seiner brillanten politischen Analyse sicher. Auch wenn das wirtschaftsfreundliche Parteienspektrum von FDP bis zur CDU/CSU im Allgemeinen und seine Lieblingsfigur Angela Merkel im Besonderen massive Prügel kassiert, parteilich ist dieser Urban Priol nur in einer Hinsicht: Er hält es mit denen, die am Ende der Zahlungskette stehen und auf deren Rücken sich jene austoben, die da meinen, sie hätten ein gottgegebenes Recht dazu. Das aber bedeutet keineswegs, dass er seine Schützlinge, das gemeine Volk nämlich, schont. Die kriegen ebenfalls ihr Fett! Denn es gibt immer welche, die andere zu verblöden trachten und es gibt diejenigen, die das willig mit sich machen lassen. Letzteren bläst er den Dampf von der Stirne. Und da sitzen sie dann und so mancher erkennt sich wieder und klatscht ertappt



Abb. 3 Urban Priol als Gast am BT ist dürfte ein Highlight der Saison sein.

und betreten, während Priol hofft, er habe etwas Nachhaltiges hinterlassen. Doch auffällig oft zitiert er den Kampf Don Quijotes mit den Windmühlen. Da schwingt etwas Resignierendes in Priols Stimme. Aufstecken aber kennt er nicht: Unbeirrt lehrt dieser Chirurg der menschlichen Seele und ihrer Schwächen weiter. Er lehrt sein Publikum Worte und Wortschöpfungen zu sezieren, ihren Sinn und Unsinn zu hinterfragen.

Er lehrt sie genau hinzusehen. Trotzdem dürfen sie lachen. Lachen befreit. Priol weiß das. Das Lachen der Anderen ist seine wichtigste, seine schlagkräftigste Waffe. Darauf aber beschränkt sich sein Arsenal keineswegs: Priol reduziert die Dinge gnadenlos auf ihren nackten Kern ohne zu simplifizieren und dann serviert er die Pointen mit eisalter Schärfe, mit Humor, mit Biss eben! Durch jedes seiner verbalen Feuerwerke wetterleuchtet echte Anteilnahme und emotionale Beteiligung.

Das macht ihn glaubhaft, echt, unverwechselbar. Wäre der Aschaffenburgener Priol ein Berliner, man würde Unter den Linden zu ihm sagen: Urban, du bist knorke! Dem Brandenburger Theater aber war der Besuch Priols ein Prädikat mehr auf dem noblen Etikett.

An dem Hause kommt eine bundesweite Kulturlandschaft, die sich mit Seriöserem befasst als einer selbstverliebten Nabelschau, nicht mehr vorbei. Viele Besucher, die der Name Urban Priols an die Grabenpromenade lockte, werden diese Erkenntnis mit nach Hause genommen haben. Und wenn sie neugierig geworden sind, was das Haus noch mehr zu bieten hat, dann hat ein brillanter Kabarettist der Spitzenklasse der Chur- und Hauptstadt einen weiteren unschätzbaren Dienst geleistet. Dafür sei er bedankt!

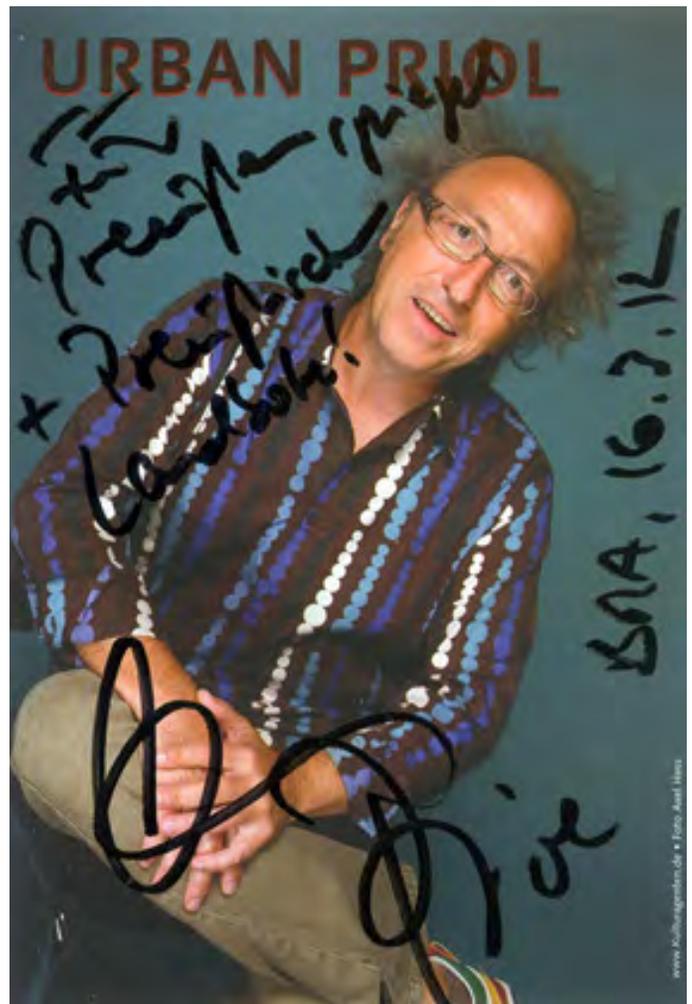


Abb. 4 Urban Priol grüßt die Leser des PreußenSpiegels und des Preußischen Landboten.

Abgründe des Schwachsinn

SAT1 peinigt deutsche Fernsehlandschaft mit Wanderhuren

Kotofej K. Bajun

Kennen sie die Kramkisten in den Bahnhofozeitungsläden? Da liegt gehäuft die Schund- und Dutzendliteratur für die gelangweilten Reisenden, die kein Auge mehr für die Schönheit der Landschaft haben. Der ganze Ramsch wurde vor einigen Jahren mit hanebüchenen Geschichtchen um nassforsche Vorkämpferinnen der Emanzipation in den Zeiten des europäischen Mittelalters aufgeblasen. Dieses Druckerschwärze fressende und explosionsartig anwachsende Geschwür sonderte nunmehr eine filmische Metastase ab. Aus „Die Kastellanin“ wurde „Die Rache der Wanderhure“. Eine Wanderhure rächt sich also. Aha. Wer aber rächt uns, die Gemarterten, die zum Ertragen dieses absurden Gebräus verdammt wurden?

Heiliger Ivo Hélyory von Kermartin, der du bist der Schutzheilige der Juristen, erleuchte deine Mägde und Knechte! Lass sie ihre durchparaphierten Hirne umrühren und einen Passus ermitteln oder ersinnen, der dem cineastischen Bösen zu Leibe rückt. Und dann lasset uns die Gemeinde der Gequälten unter dem geschändeten Kelch Jan Žižkas und Andreas Prokops versammeln und auf Unterföhring ziehen! Lasset uns das Hauptquartier der Schelme von SAT1 belagern, die uns am Abend den 28. Februarius im Jahre des Herren 2012 nach des Heilands Geburt feige und hinterhältig mit einem Haufen Zelluloid angriffen, den sie „Die Rache der Wanderhure“ nannten. Die Heerführer der Feinde heißen Thomas Wesskamp, Dirk Salomon und Hansjörg Thurn. Sie schrieben das Drehbuch und führten Regie.

Als willige Spießgesellen gelang es ihnen Alexandra Neldel, Bert Tischendorf, Götz Otto, Esther Schweins, Julian Weigend und Johannes Krisch anzuheuern. Einzig der den verspäteten Mongolen mimende Ill-Young Kim und der Kleinwüchsige Michael Markfort waren sehenswert – bis sie den Mund aufmachten, der Rest präsentierte sich als eine Bande von Gauklern übelster Art. Die wirkten ja alle dermaßen überfordert...!

Kein noch so scharfer Verriss könnte dem Streifen gerecht werden, wie auch die Vorlage „Die Kastellanin“ von Iny Lorentz zu den Büchern gehört, die als „schmutzige Waffen“ eigentlich einer Ächtung durch die Genfer Konvention anheim fallen sollten. Mittelalter-Spuk für Unterschichten! Schlimmer geht's nimmer. Das ganze triviale Machwerk unter dem Zeichen der fünf bösen „B's“: brutal blödsinniger, bescheuerter und banaler Budenzauber der schlimmsten Kategorie raste in einem vernichtenden Tornado durch die deutschen Wohnstuben und wir – litten, litten, litten!

Es gibt da ja diese Fantasy-Rollenspiele, in denen sich Zeitgenossen in masturbatorischem Eifer in andere Epochen hinein träumen, die es so nie gab. Das ist ja auch nicht weiter verwerflich. Kleine Kinder spielen im Buddelkasten, die großen ergehen sich halt in Rollenspielen. Auch das Fabulieren soll noch erlaubt sein! Tolkien setzte mit seinem „Herren der Ringe“ Standards. Aber uns diesen schwachsinnigen Müll anzubieten, der darauf basiert, die Probleme der Münchner Schickeria ins 15. Jahrhundert zu transferieren und uns sodann mit dem billigsten aller möglichen Gut-Böse-Kontraste zu martern – das geht entschieden zu weit!

Das war die unterste Schublade von Käpt'n Kirk und den frühen Godzillas! Die Fernsehanstalt SAT1 zählt gewiss nicht zu den Vorkämpfern für Anspruch, Bildung und Niveau. Mit der „Wanderhure“ aber haben sie sich selbst untertroffen. Hier hat sich ein deutscher Fernsehsender für ein paar Quoten-Kreuzer prostituiert und die übel riechenden Schenkel gespreizt für die Konsumenten aus der Kaste der intellektuellen Tiefflieger.

Ja, ja, das ist alles Polemik! Wo bleibt die sachliche Kritik, Herr Bajun? Ehrlich gesagt, das ist kaum möglich – denn wo nur soll man beginnen, wo ansetzen? Bei der grottigen Leistung der Mimen, die ein Schmierentheater vortrugen, wie es seelenloser und hölzerner nicht mehr geht? Bei dem Drehbuch, dass die böhmischen Damen und Herren sowie die Hussiten ungeniert fehlerfrei auf deutsch parlieren und dabei dennoch deren politisch-gesellschaftliche Anliegen völlig unberücksichtigt links liegen lässt? Das war ja alles so billig!

Oder nehmen wir die grauenvolle, die armen Katharer vom Montségur blutig verhöhrende Posse um die Äbtissin Isabel de Melancourt: Diese Dame gibt sich als aus dem Samen der Reinen stammend zu erkennen. Sie leitet zweihundert Jahre nach der Tragödie in den Pyrenäen als katharische Äbtissin mitten in den erzkatholischen Landen ihre Schwestern an und bildet sie nach dem Vorbild der Schaolin-Mönche zu Bogen schießenden Amazonen aus. Am fatalen Schluss des Machwerks lässt sie ihre Krieger-Nonnen aufziehen, wie Peter Jackson einst seine Elfen-Krieger. Die katharischen Nonnen arbeiten mit Äthermasken und anderen Narkosetechniken bis hin zum meisterhaften Bogenschuss. Und keine Inquisition bekommt in zweihundert Jahren davon Wind? Kyrie eleison! Nun gut, wenn der katholische Geheimdienst dermaßen unterbelichtet war, wie der im Film dargestellte Großinquisitor, dessen Resthirn in den Hodensack abgerutscht schien, dann mag das glaubhaft wirken. Das Problem dabei: Das Officium Sacrum bestand keineswegs aus maskierten, obsessiven und notgeilen Kretins! Das waren ganz clevere Bürschlein, wenn auch oft religionsbedingt ein wenig irre!

Doch schauen wir weiter: Ein paar Meilen ostwärts dient ein böhmischer Graf seine Tochter einem hergelaufenen Landsknecht und Schwertkünstler an, der unter Amnesie leidet und auch seinen Personalausweis gerade nicht bei der Hand hat. Dem Jung-Siegfried-Verschnitt Bert Tischendorf bietet das Drehbuch sogar eine Dreiecksbeziehung mit zwei rattenscharfen Weibern, wobei die alternde Neldel schon mehr Bein zu zeigen gezwungen ist, auf dass man woanders nicht mehr so genau hinsehe. Zumal ihre Konkurrenz, die leider sehr farblos agierende Xenia Georgia Assenza, geschlagene vierzehn Jahre jünger ist und auch noch einen makellosen, faltenfreien Teint zu bieten hat.

Doch der Held bleibt moralisch sauber und anständig, selbst als er im gräflichen Freibad der ihre Oberweite schamhaft aufreizend mit den Armen verdeckenden „Rusalka“ Assenza gegenübersteht – außer dass er bei dieser Gelegenheit unter dem Einfluss seiner Amnesie seinem Busenfreund Thomas einen Pfeil durch die Karotiden jagt. „Nimm mich, o nimm mich! Am besten gleich neben dem gerade von dir erlegten Blondschofp, o du Männlicher!“, spricht es aus der abgeschmackten Filmszene. Der schwertschwingende Wirtsbengel verschmäh das junge Blut und die Grafenkrone und bleibt bei seiner etwas reiferen Katinka. Es ist das ausgelatschte Strickmuster von angedeutetem Sex and Crime und bonbonfarbener, süßlich-verlogener Romantik, das schon unsere Großeltern zum Gähnen brachte, vorausgesetzt, deren IQ valuierte nicht unter dem Gefrierpunkt.

Der erlegte Blondschofp also: der gepfeilte Thomas, Heldenfreund a. D., auf GZSZ-Level gemimter und gestotterter Part von Daniel Roesner. Den Namen vergessen wir gleich wieder. Behalten wir ihn nur in Erinnerung als Thomas den Glücklichen, denn der hat's wenigstens hinter sich. Auf die Chance, durch die Hintertür des Hades zu entfliehen und uns von ihrer Gegenwart zu befreien, müssen Julian Weigend als Maskenmann und „Großinquisitor des Heiligen Stuhls“ sowie Johannes Krisch als völlig unsinnig auf Königskronen ambitionierender Strauchritter allerdings noch warten. Sie dürfen erst kurz vor Ultimo von den Pfeilen der Katharer-Amazonen (man denke nur eine Sekunde lang über den Irrwitz nach, der

von diesem Wort impliziert wird!) perforiert als Nadelkissen endigen. Gott sei Dank! Über Krusch lässt sich nicht viel mehr sagen, als dass seine Kinksi-Imitation zur schauerlichen Parodie verkommt. Und was den Weigend betrifft – wir haben die Schnauze gestrichen voll von Maskenmännern mit Samenstau. Einen hat man gerade lebenslänglich eingebuchtet. Das ist auch gut so, denn wir wollen sie weder real noch virtuell!

Doch lassen wir dem Manne Gerechtigkeit widerfahren: Mit der völlig abwegig angelegten Rolle eines Großinquisitors und deren stümperhaften Umsetzung diskreditierte Weigend im Nachhinein alle Ketzer- und Hexenjäger selbst bei dem unterbelichteten Teil der Bevölkerung, angefangen bei Konrad von Marburg über Torquemada, Gui bis hin zu Heinrich Kramer. Er pisste quasi auf ihre Gräber und ihre Namen und rehabilitierte somit ungewollt deren Opfer. Die Botschaft, dass es sich bei diesen Typen um schwer gestörte Naturen handelte, sollte demzufolge auch beim SAT1-Zielpublikum angekommen sein, selbst wenn sich deren Pausenbrote beim morgendlichen IQ-Wettbewerb regelmäßig durchsetzen.

Es ließe sich noch unendlich viel anführen – schon angefangen bei dem Unfug, eine spätmittelalterliche Frau, gar eine ehemalige Hure, als kaiserliche Diplomatin und „Emma“-Abonnentin verkaufen zu wollen – aber es wird zuviel, zuviel. Dieser Wirrsinn verliert kein Wort über wirklich erfolgreiche Damen, wie die mit ihrem Kopf arbeitende Frau Glikl von Hameln. Nein, es müssen waffenführende Amazonen sein, deren Qualität sich nach ihrer Rauflust und ihrer Schnoddrigkeit bemisst. Es gab auch hammerhart agierende Politik-Koryphäen im Rock, sicher! Aber wohlgemerkt: Wir reden, was die Wanderhure betrifft, nicht von Marosia! Das alles kann man nicht mal mit einer halben Flasche 54%igen Kuba-Rum ‚runter spülen! Amerikanisches Drehmuster mit engen Bezügen zu dem trivialen Xenia- und Herkules-Quatsch – an diesem Schund war so ziemlich, wie bereits gesagt, alles billig, ausgenommen die Produktionskosten.

Sobald uns der eingangs erwähnte Heilige Monsieur Saint Yves eine probate Eingebung hat zukommen lassen, die belegt, dass das Opus des Grauens der Herren Sven Burgemeister und Andreas Bareiss justizabel sei, wollen wir das Visier herunter klappen und mit der Streitaxt gegen den Schild klopfen. Dann sei ein weiterer literarischer Holmgang gewagt! Denn es ist schon schlimm genug, dass die progrediente Verblödung der deutschen Bevölkerung bundesweit mit allerlei TV-Formaten forciert wird – weiteren Stinkbomben und Nebelkerzen darf kein Raum gegeben werden!

Brandenburger General stellt sich vor

5. Rolandgespräche am Kamin im Deutschen Hof

Jules-Francois S. Leamrcou

Dem wohl rührigsten Stadtteilverein Brandenburgs an der Havel gelang mit der fünften Auflage seiner „Rolandgespräche am Kamin“ die Bestätigung eines selbst entwickelten Formats, das zu den erlesensten Beiträgen havelstädtischer Kultur zählt. Das Vorstandsmitglied der „Altstädter e. V.“, Dr. Heinz Morio, empfing im Deutschen Hof, der dem Verein in der Bäckerstraße 14 als Bürgerhaus der Altstadt dient, vor fünfzig Zuhörern den Generalstaatsanwalt des Landes Brandenburg, Dr. Erardo Cristoforo Rautenberg.

Dr. Morio, der von vielen Brandenburgern als der personifizierte Roland assoziiert wird, erwies sich abermals im Gespräch mit einem hochkarätigen



Abb. 5 Hoher Besuch im Deutschen Hof: Dr. Erardo C. Rautenberg und Dr. Heinz Morio führen die fünften Rolandgespräche am Kamin

Gast als qualifiziert, vorbereitet, geschmeidig und von seriöser Dezenz. Der Fragenkatalog, durchdacht und gut abgestimmt, beleuchtete feinfühlig eine der brilliantesten Juristen-Persönlichkeiten Deutschlands der Gegenwart. Der 1953 in Argentinien geborene und südlich Hannover aufgewachsene Rautenberg, der zunächst als Staatsanwalt in der Hansestadt Lübeck tätig war, kam über die Lektüre der juristischen Arbeiten des Juristen und Schriftstellers E. T. A. - Hoffmanns zur Jurisprudenz. Er kletterte rasch auf der Karriereleiter nach oben und brachte es als 39-jähriger 1992 zum Oberstaatsanwalt beim Bundesgerichtshof in Karlsruhe. Dem Ruf in den im Umbruch begriffenen Osten folgte er als Leitender Oberstaatsanwalt ein Jahr später nach Neuruppin.

Seine dortige Wohnung lag über einer Kneipe und so nahm der junge, nichtsdestotrotz hochrangige Justizvertreter nach Feierabend engen Kontakt zur einheimischen Bevölkerung auf, bekam ihre Sorgen, Nöte und Ansichten hautnah und aus erster Hand zu hören. Auf diesen „kurzen Draht“ wollte er nie wieder verzichten, selbst als er, der treue Verfechter des Gesetzes, mehr als einmal schmerzhaft spürte, wie sehr Gesetz und Rechtsempfinden bei den einfachen Menschen oftmals auseinandergehen. Rautenberg, dessen eigene persönliche Integrität über jeden Zweifel erhaben ist und der zum Kreis derer zählt, die als Urmeter eines tadellosen Amtsverständnisses dienen, brachte im Herbst 2011 mit einer rein sachlichen Intervention sogar den designierten Generalbundesanwalt Johannes Schmalzl von der F.D.P. zu Fall und die damalige Justizministerin Leutheusser-Schnarrenberger in arge Verlegenheit, die für die fragliche Personalie seinerzeit verantwortlich zeichnete.

Dabei stand für den SPD-Mann Rautenberg keinen Augenblick lang die Parteipolitik zur Debatte, die im Alltagsgeschäft der Regierungsarbeit bereits simonistische Züge zu zeigen begann. Ihm ging es um die mangelnde fachliche Qualifikation eines Kandidaten, der daraufhin verbal derart entgleiste, dass auch seine menschlichen Defizite ans Tageslicht gelangten. Rautenberg ist ein Staatsanwalt, der sich bei Amnesty International engagiert. Der Bock als Gärtner?

Nein, es ist der Mensch Rautenberg, der auch im übelsten Verbrecher noch den Mitmenschen sieht, und dessen humaner Behandlung im Strafvollzug er sich verpflichtet fühlt, sobald er ihn dorthin überstellt hat. Man kann von ihm lernen, von jenem Menschen und Juristen Rautenberg, der das mitunter schwierig zu vermittelnde Gesetz mit seinem Herzblut verteidigt und doch die einfachen Leute auf der Straße darüber nicht vergisst. Ein

Fenster zu dieser noblen Denkart öffnete ein würdiger Dr. Heinz Morio, der eindrucksvoll unter Beweis stellte, dass der Brandenburger Roland auch der Schutzpatron des chur- und hauptstädtischen Intellekts ist.

Cherchez la femme

Bodo Henke vergöttlicht das Weib



Abb. 6. Sie, die Frauen jeden Jahrgangs sind es, die Bodo Henke mit seiner Kunst verehrt...

(Die junge Dame in der Mitte mit der Rose ist Henkes Nichte, links neben ihr die Schwester des Brandenburger Künstlers.)

Kotofej K. Bajun

Würde der griechische Gott Pan dieser Tage die Brennabor-Kunsthalle besuchen, dann wäre er wohl vor Freude außer sich. Denn hier stellt seit Freitag, dem 25. Mai ein Künstler aus, der etwas sehr, sehr selten gewordenes besitzt – die Seele eines Satyrs, eines Fauns, jenes lebensfrohen und lustvollen Mischwesens, das einst bocksfüßig und fröhlich blökend die attischen Wälder durchstreifte und keiner hübschen Nymphe zu widerstehen vermochte. Bodo Henke ist einer, der die Frauen lieb hat. Und während jeder puritanische Mucker ob der äußerst freizügigen Kunst Zeter und Mordio kreischen würde – Bodo Henke verwandelt eine alte Industriehalle in einen Musentempel, in einen attischen Hain voller Sehnsucht, Lust und Leben. Der Tausendssassa Henke ist in vielen Künsten erfahren, er schnitzt das Holz, manchmal ein wenig nur, ganz bisschen, man sieht es kaum... doch er, er sieht. Er sieht schon den Ansatz, das Verborgene, das Geheimnis, das geöffnet werden will.

Ein Blick genügt ihm und Henke erkennt, was die Natur ihm schon geschaffen hat: Ist es nur eine Astgabel, oder ist es eine Tänzerin aus der Palucca-Schule, eine im Spagat über die Bühne springende Ballerina? Ist man plötzlich im Bolschoi – ist es Swetlana Sacharowa, ist es die sich zierlich biegende Anna Pawlowa? Der sterbende Schwan? Wo hat der Meister Federmesser und Stechbeitel angesetzt? Hat er überhaupt? Ein paar Schritte weiter hängen Bilder, Miniaturen,



Abb. 7 Künstler und Werk



Abb. 8 Henke und das Ewig Weibliche

Monotypien, Lithographien, Grafiken – überall ist der Mann zu Hause – überall muss man stehenbleiben und staunen und sich gefangen nehmen lassen von den Reizen des Weibes. Mit denen spart er nicht, noch mit dem freien Blick auf die freie Liebe. Henke bringt das Kunststück fertig und gewährt nicht mal dem Ansatz von Pornographie eine Chance. Das kann nur jemand, der den anderen sucht und dabei nichts für sich will außer die Freude am Schaffen. Und wer so liebt wie Henke mit seinem klaren, unverstellten

Blick, der bildet unverhüllt die tausend Geheimnisse des Weibes ab ohne zu entkleiden. Sie sind nackt, aber nicht ausgeliefert; sie sind schön und begehrenswert, aber nicht wehrlos! Quer durch die Welt lässt sich der Satyr Henke inspirieren – Europa, Afrika, das alte Ägypten, das Hochland von Peru und jede, jede ist anders – und voller Ausstrahlung und voller feiner Erotik. Die ganze Exhibition ist ein einziges Hohelied auf den schönsten Teil der Menschheit, auf die Fruchtbarkeitskulte von Jahrtausenden.

Die Exponate faszinieren die betrachtende Frau, die ihren Widerschein aus der Hand des Künstlers mit kaum verhüllter Erregung in sich aufnimmt; sie faszinieren den Mann, der vor Henkes Werken stehend begreift, warum er das Mammut jagt und schnittige Cabriolets baut... Um sich zu beweisen? Nee, um ihr zu gefallen!!! Die Brennabor-Halle, die um ihr Überleben kämpft, hat mit der Henke-Ausstellung „Das Ewig-Weibliche“ ein machtvolles Argument für ihren eigenen Erhalt geliefert. Brandenburger, Gäste, Faune, Nymphen, Satyrn, die ihr euch befreit habt von zweitausend Jahren quälender, dümmlicher, restriktiver und sexualfeindlicher Scheimmoral, welche von Anfang an so verlogen und verdorben war wie das, was sie garstig als solches diffamierte – geht in dieses Haus! Schaut euch das an und versteht, wie schön die Freiheit ist, pure Freude aus der geballten Urkraft des weiblichen Universums zu ziehen! Es ist die schönste, attraktivste, ansprechendste Ausstellung seit langem bei Brennabors – sie muss ein Erfolg werden! Sie muss einfach!

Deportation in die Hölle

Studiobühne Brandenburg führt Mitterers „Sibirien“ auf

Kotofej K. Bajun

Ein beklemmenderes Stück dürfte es wohl in der Geschichte des Brandenburger Theaters selten gegeben haben. Es ist die Geschichte eines alten Mannes, der nach einer Hüft-OP nicht zurück in den Kreis seiner Familie kommt, sondern von dieser nahtlos ins Altenheim abgeschoben wird. Der Mann stand im Leben, war ein ganzer Kerl, hat den Nazis die Stirn geboten, als seine Frau keinen Ariernachweis erbringen konnte. Er ist mit der Wehrmacht nach Russland marschiert und die siegreiche Rote Armee wusste ihm Dank dafür und verfrachtete ihn in ein kasachisches Kriegsgefangenenlager. Auch das überstand er. Er wurde Beamter, kämpfte sich hoch – bis das Alter ihn einholte. Die Apokalypse begann... Was Hofschauspieler Harald Arnold am 2. März 2012 in der Brandenburger Studiobühne in anderthalb Stunden zeigte, das griff ans Herz, das trieb

den Schweiß auf die Stirne. Über Arnolds Mimenkunst lässt sich kaum noch etwas sagen, es sei, man habe ein Lyra bei der Hand. Denn die Kunst, die der letzte rezente Vertreter des Brandenburger Ensembles seinem Publikum bietet, sollte nur noch besungen zu werden. Insofern regen wir an, in Analogie zum Iffland-Ring eine Devotionalie zu kreieren, die mit dem Namen Arnolds verbunden den Nachwuchstalenten um Christiane Ziehl als ständiger Ansporn zu Höchstleistungen leuchtet.



Abb. 9 Harald Arnold und Solveig Schomers

Was der Autor Felix Mitterer dort komponierte, das ist alles wahr, Note für Note. Da ist kein einziger falscher, übertriebener oder unsachlicher Zungenschlag weder im Sujet noch in Arnolds Spiel. Die grauenhafte Authentizität drückt einem die Kehle zu. Es ist die Art, wie die Gesellschaft mit ihren Alten umgeht. Um mit Thomas Müntzers Worten zu sprechen: Die Eltern aber machen das selbst, dass ihnen die Kinder feind werden. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun. Wie kann es die Länge gut werden? Es geht nicht gut. Es ist, wie Arnold im Stück deklamiert: Man bezahlt für alles im Leben!

Der Protagonist ist Choleriker und er ist über seine Zeit hinaus. Und er ist verloren. Gibt es eine Hölle? Aber natürlich. Ganz sicher sogar. Weitauferlicher als ein ominöses Paradies. Es ist die Hölle des langsamen Sterbens in einem entseelten Altenheim. Haben wir es nicht tausendfach gesehen? Die Alten, die, als sie noch jung waren, ihre Kinder durch die Trümmer des Krieges gebracht hatten und die, als ihnen das Senium die Kraft nahm, von diesen ihren Kindern selbst zu Kindern degradiert und gleichsam entmündigt wurden. Und Harald Arnold brachte diese Botschaft rüber, Zeile für Zeile, Silbe für Silbe, Buchstabe für Buchstabe. Es ist so würdelos. Es ist so demütigend, es ist so qualvoll. Herr, ich bitte sterben zu dürfen! Aber sie dürfen nicht sterben.

Sie haben zu leiden, tagaus tagein, jahrelang. Häufig abgestumpftes Pflegepersonal verwaltet dieses Sterben und läuft dabei seelisch selbst auf dem Zahnfleisch. Jüngere Menschen mit Helfersyndrom fallen in die Altenheime ein und bespaßen die armen, von Gott und der Welt verlassenen Kreaturen auf Teufel komm raus. Diese aber sehen ihren verbliebenen Lebenszweck nur noch darin, ihre zugespissenen Sessel im Foyer gegen ihre Leidensgenossen mit Klauen und Zähnen zu verteidigen, gegenseitig zu hetzen und sich gegen ihre Kinder – wenn sie denn auf Besuch kommen – aufzuführen wie die Hundewelpen. Arnold bringt alles, alles auf den Punkt – die störrische Auflehnung, das Rechten, das Zanken, die Unduldsamkeit, das Flehen, den Wahn. Am Ende rinnt alles durch die Finger..., wie Sand in einer Sanduhr. Unaufhaltsam. In seinem Sohn Robert hatte Harald Arnold einen kompetenten Regisseur, in Jana Denhoven eine einfühlsame Kostüm- und Bühnenbildnerin, die verstanden hat. Die alles verstanden hat. Aber die Dame, vor der wir ehrfurchtsvoll in die Knie gehen, das ist Solveig Schomers

von Junges Zimmertheater. Sie war beinahe stumm – aber die Art, wie sie das war! Jede Bewegung stimmte, jede Haltungsnuance, jedes noch so winzige Timbre in der Stimme. Sie war Schatten, Kontrapunkt, Mitspielerin – sie war alles. Ohne dieses Mädchen wäre es nicht gegangen. Wir haben sie mit unseren Augen verfolgt, selbst wenn der große Arnold sprach. Wir haben sie gewogen und gemessen und für exzellent befunden. Jeder Einsatz minutiös auf die Botschaft des Stücks abgestimmt und mit unbeweglicher, ja unbeteiligter Miene vorgetragen. All das entmenscht Sterile dieser furchtbaren Sterbemaschine Altenheim nahm diese junge Frau in sich auf und reflektierte sie, ganz Profi in ihrem Geschäft – und das mit ihren jungen Jahren. Beinahe ausverkauft war die Studiobühne – das Thema hatte es in sich. Der nächste Tag wird Armin Müller-Stahl ins Brandenburger Theater spülen. Das Große Haus ist schon jetzt bis auf den letzten Platz besetzt. Der Mann ist das Leben, ist Saft und Kraft. Das interessiert die Leute. Wie Harald Arnold zu seiner imaginären Schwiegertochter sagte: Du bist noch nicht dran mit Sterben – noch nicht! Besser kann man es nicht formulieren.

Drei tote schwedische Soldaten im Garten

Archäologischer Jahresrückblick sprengt Vortragssaal im Paulikloster



Abb. 10 Mehr Gäste als Stühle brachten den Vortragssaal des Pauliklosters fast zum Bersten.

Michael L. Hübner

Wenn die Untere Denkmalschutzbehörde traditionell im Januar zu ihrem öffentlichen Jahresrückblick lädt, dann ist eigentlich immer mit einer gediegenen Besucherzahl zu rechnen. Diesmal aber brachten die etwa 140 Gäste der Stadtarchäologen den kleinen Vortragssaal des Landesarchäologischen Museums im Paulikloster an die Grenzen seiner Kapazität. Dabei hätte das Schwerpunktthema auch ganz gut in die Zeit um Halloween gepasst: War das die Attraktion für die vielen jungen Besucher? Die Damen und Herren um Dr. Joachim Müller spürten innerhalb der 72 Grabungen des letzten Jahres nämlich verstärkt den Vorfahren nach, die bereits seit einigen Jahrhunderten in der städtischen Erde ruhen. Und wo sie die überall fanden!

Da sollten Balkongründungen für das Sanierungsobjekt Kleine Münzenstraße 2-5 in die Erde gerammt werden. Die Archäologen gruben als Erste und – siehe da – drei kaum noch zu erkennende Sargbestattungen kommen zum Vorschein. Bestattungen mit Seeblick! Nun könne man das Gräberfeld im Bereich des Neustädtischen Marktes in seinen Abmessungen zuverlässig verorten, so Stefan Dahlitz. Eine Bestattung in Ufernähe erfuhren auch drei schwedische Soldaten, die mutmaßlich im Jahre 1630 von der Pest dahingerafft wurden. Im Felde unbesiegt mussten sich die Krieger des Löwen

aus Mitternacht den Läusen und den Pestbakterien geschlagen geben. Einem der drei warf man sogar seine tönernen Tabakspfeife ins Grab hinterher. Da rauche, aber kehr nicht wieder! Ähnlich rüde verfuhr man mit Verstorbenen der frühen christlichen Begräbnisse rund um die Nicolaikirche, denen der unkundige, mittelalterliche Brandenburger unterstellte, schmatzend ihre eigenen Leichentücher aufzufressen. Flugs wurden die gefrässigen Untoten enthauptet und ihnen der Schädel zwischen die Beine gelegt. Siehste – das haste nun davon! Bei diesen Ausflügen ins Reich des Morbiden gingen die Grabungsbefunde rund um die Johanniskirche beinahe unter, mit Hilfe derer Dietmar Rathert unter „extremarchäologischen“ Winterbedingungen die Lage des alten Franziskanerklosters am Salzhof rekonstruierte.

Auch der kleine Rund-Ziegelofen an der Nordostecke der Domklausur aus dem 12. Jahrhundert konnte da kaum mithalten, obwohl er streng genommen eine kleine Sensation darstellt. Er konnte ziemlich genau in die Bauphase der Bunten Kapelle Anfangs des 13. Jahrhunderts datiert werden und steht mit seiner Kuppelbauweise in der Havelregion einzig da. Einen weiteren Ofen – einen Kalkbrennofen aus der römischen Kaiserzeit des ersten nachchristlichen Jahrhunderts nämlich – förderten die Archäologen in Schmerzke zutage. Den müssen noch die Sueben betrieben haben, bevor sie sich auf die Völkerwanderschaft nach Stuttgart begaben. Ebenfalls sensationell waren die Grabungsbefunde vor dem Portal der Nicolaischule, wo man eine Abfallgrube aufspürte. War hier dem alten Gertraudenhospital der Umzug ins Franziskanerkloster teuer geworden und man entledigte sich eilig des Inventars? Ein weiteres Hospital – das Heilig-Geist-Hospital der Altstadt konnte in der Mühlentorstraße 38 verortet werden. Es ist immerhin das älteste Heilig-Geist-Hospital Deutschlands. Wie lebendig der Organismus „Stadt“ ist, beweist das erfreulicherweise jährlich zunehmende Interesse der Bevölkerung an der Tätigkeit seiner Archäologen.

Ein Schneemann namens Kasimir

Regisseur Rolf Losansky stellte im Kiju seinen beliebtesten Kinderfilm vor



Abb. 11 Den Schneemann in miniature hatte Losansky den Kindern mitgebracht.

Korofej K. Bajun

Es war irgendwann um 1975 herum, als die „Shen Da“ noch „Wismar“ hieß. Da reiste auf diesem Schiff der „Afrika-Klasse“ ein gewisser Kasimir aus Buna zu einem zehnjährigen, kohlrabenschwarzen Mädchen aus Leipzig in deren Heimat nach Afrika. Doch Kasimir wurde es zu heiß unter der äquatorialen Sonne und so heuerte er auf einem Schiff der sowjetischen Handelsflotte an und entfloh in kühlere Breitengrade. Kasimir war nämlich ein Schneemann, den hatte sich das schwarze Mädchen Asina

vom DDR-Matrosen Karli gewünscht, der hielt Wort, das Abenteuer des Schneemann-Exports begann und Rolf Losansky verfilmte das entzückende Drehbuch nicht minder abenteuerlich in dem DDR-Kinderstraßenfeger „Ein Schneemann für Afrika“. Der Kiju, das Haus der Kinder, Jugend und Familien in der Willibald-Alexis-Straße, legte den Klassiker für die Brandenburger Kinder ein – und entführte die Jüngsten in die exotische Welt, welche einst die jetzige Elterngeneration faszinierte. Afrika – der dunkle Kontinent, nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet – unerreichbar für die Mehrzahl der 17 Millionen DDR-Bürger.

Diesen Teil der Welt filmisch zu thematisieren, war in der DDR schon ein Tanz auf dem ideologischen Vulkan. Ihn aber auch noch teilweise an Originalschauplätzen drehen zu wollen, stellte für manchen Genossen den Gipfel der Realitätsferne dar. In Polen wollte man die afrikanische Küste nachbauen – Losansky winkte ab. „Ich betrüge die Kinder nicht“, positionierte er sich gegen den allmächtigen DEFA-Direktor Wilkening. „Wenn ihr in Polen drehen wollt, dann macht ihr den Film ohne mich! E basta!“

Der Sturkopf Losansky setzte sich durch und heuerte mit seinem kongenialen Kameramann Helmut Grewald auf der „Wismar“ an, welche seinerzeit die Handelsrouten nach Westafrika befuhr. Drei Monate, acht Länder, deren Häfen angelaufen wurden. Eigentlich hätte Losanskys Crew die Hafenzonen nie verlassen dürfen – weder die DDR-Behörden noch die Offiziellen vor Ort gaben bis auf wenige Ausnahmen ihre Zustimmung. „Heute kann ich's sagen“, grinst Losansky, „ist alles verjährt: „Ein Schneemann für Afrika“ ist, was die afrikanischen Szenen betrifft, komplett illegal unter vielfachem Bruch des internationalen und Völkerrechts gedreht worden!“

Da wasserte man schon mal ein Schlauchboot seeseitig, damit die Hafengebühren es nicht merken und dann ab durch die Flussmündung ins Hinterland! Ein Dschungeldorf von Eingeborenen – welch herrliche Kulisse! Doch die Dörfler waren auch nicht von gestern, jeder Zoll des belichteten Zelluloids wurde mit Unmengen DDR-Waschmittel, Caro-Zigaretten und Bonbons erkauf.

Die Matrosen der Wismar überließen Losanskys Crew bereitwillig die eigenen Vorräte und halfen auch sonst mit jahrelang aufgebauten Beziehungen. Ein westdeutsche Unternehmer karrte die Crew mit dem eigenen Privatwagen durch die Gegend – Mielkes Stasi wäre in Ohnmacht gefallen, hätte sie von jenen streng verbotenen Kontaktaufnahmen Witterung bekommen. Der Schock erwischte Schwert und Schild der Partei spätestens dennoch, als jener Westdeutsche die Ansichtskarten der DEFA-Leute nicht wie versprochen in Ostberlin sondern stattdessen in



Abb. 12 Regisseur Losansky's Schneemann bringt noch immer Kinderherzen zum Leuchten.

Genf einwarf. „Losansky mit Crew geschlossen in die Schweiz getürmt“, titelte die DEFA-Hauspostille unter der Hand. Das war er nicht. Er kam zurück und zeigte seinen Film, der in Spanien, Usbekistan, China und dem Sudan einen Ersten Preis nach dem anderen abräumte. All diese Anekdoten interessierten die kleinen Gäste von Kiju-Häuptling Axel Krause weniger. Generationenübergreifend lachten sie über dieselben Szenen, die auch schon bei Mutti und Papa, Omi und Opa vor 37 Jahren für Heiterkeit sorgten. Das kleine Mädchen Asina ist heute übrigens auch schon 45 und arbeitet als Architektin in Hamburg. Wenn sie in den Hafen hinausblickt, so wird die Wismar, die ihr einst den Kasimir brachte, nicht mehr an der Pier liegen. Sie wurde später in „Shen Da“ umgetauft und unter diesem Namen 1991 am Strand von Kalkutta abgerissen. Und was den kleinen Schneemann Kasimir betrifft, wenn ihm der Klimawandel nicht allzusehr zu schaffen macht, dann erfreut er Kinderherzen noch immer und bis heute und in Axel Krauses Kiju vor allem Kinder, für die eine Kinokarte ansonsten unbezahlbarer Luxus darstellt. Das vor allem ist der schönste Lohn eines einstigen völkerrechtlich bedenklichen Afrika-Abeteuers.

Ein Schweinchen auf der Blumenwiese

Rudi Hurlzmeier malt ein bezauberndes Bild

Kotofej K. Bajun

Es gibt Bilder, die lassen einen nicht los. Man bekommt die Augen nicht von ihnen weg. Sie machen süchtig. Man will sie um sich haben, am besten Tag und Nacht. Ja, rufen Sie, wissen wir: Da ist in Dresden die Sixtinische Madonna von Raffael, da ist das Schweriner „Bildnis eines alten Mannes“ von Salomon Koninck, da ist Micha Sowas herrliches Bild von „Köhlers Schwein“... Ein Schwein? Jawohl, ein Schweinchen, das baden geht; das in kühnem Kopfsprung vom Steg in einen kleinen Teich springt. Damit stieß Sowa eine Tür auf. Das Gemälde ist absolut naturalistisch gemalt, mit der Pinselführung der alten Meister. Es wirkt so erhaben – bis auf die unerwartete, surrealistische, lustige Aussage in des Bildes Mitte. Ein Blickfänger – zweifelsohne.

Das war auch die Karte, die den Landboten am 4. Februar 2012 erreichte. Da wollte uns unsere nette Kollegin Madame Colvert ein wenig Glück herbei pfeifen. Die Karte war ihr unterwegs zielsicher ins Auge gesprungen: Ein Schweinchen sitzt auf einer Blumenwiese, die einen freundlichen, warmen Sommertag atmet. Mit einem Blick voller Liebe, Freude und endloser Güte betrachtet das rosige Fräulein ein vierblättriges Kleeblatt, während ihr ein kleiner Mariechen-Käfer über den Rand des rechten Ohrs krabbelt. Da hätten wir dann alle Attribute des Glücks beisammen. Ist es das, was in uns die seligmachenden Endorphine freisetzt? Nein, mitnichten, diese Insignien des Glückes wurden schon allzuoft bemüht, zitiert, uns aufgedrängt in tausenderlei Varianten. Bis zum Überdross und neunundneunzig Prozent



Abb. 13 Viiiil Glück!

(Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Rudi Hurlzmeier)

davon sind aberwitziger Kitsch. Aber das hier, das ist etwas... Man schaut es an, immer und immer wieder. Dieses Lächeln – 10 Euro Eintritt in den Louvre, um die Mona Lisa zu sehen? Geschenk! Denn dieses Lächeln einer allerliebsten Schweinedame ist nicht mehrdeutig. Es ist authentisch. Es geht ans Herz und schließt uns unsere innerste Herzkammer auf, und es lässt den Wind dieser Sommerwiese selbst die muffigste Ecke unserer Seelen durchpusten. Das Schweinefräulein ist keine kleine Benteimerin, sonst hätten wir sie für die Johanna gehalten. Sie erinnern sich? „Johanna im Zug“, von Kathrin Schärer. Das Schweinemädchen, das auf Reisen ging und dabei mit der Autorin dieses entzückenden Kinderbuches interagierte. Wir besprachen das Werk. (http://www.landbote.com/buecher_volumen_8/johanna_im_zug.html). Genauso begegnete uns das Schweinchen des Malers Rudi Hurlzmeier. Es war Liebe auf den ersten Blick. Auf dieser Sommerwiese hat alles Böse seine Macht verloren.

Und das ist sicher: Dieses Bild wird uns begleiten. Eine stressige Verhandlung? Wir schauen verstohlen in den Aktenkoffer, sehen das Schweinchen auf seiner Wiese und – in unserem Herzen geht die Sonne auf. Wir lächeln. Wir haben schon gewonnen, ganz egal, wie's ausgeht. Wir kriegen unseren Willen nicht? Was soll's? Wir haben doch dieses Schweinefräulein! Das wärmt mehr als jeder kleine Sieg über einen anderen Nackten Affen! Und da – auf dem Redaktionsschreibtisch: Ein hässliches Sujet, was es zu beackern gilt; ein korrupter Politiker, eine Wirtschaftskrise, eine gefälschte Wahl, ein schlecht geschriebenes Buch – alles, was uns die Schreiberei sauer macht... Aber da steht dieses Schweinchen auf dem Schreibtisch und wir sehen es an und es ist egal, worüber wir schreiben.

Alles wird leichter, alles geht geschmeidiger von der Hand. Es ist diese ausstrahlende Herzenswärme, es ist dieser unglaubliche Frieden, der aus den schönen Augen eines glücklichen Schweinemädchens bricht. Diese Augen machen unverwundbar. Diese Augen machen fest. Was uns einzig noch wundert? Wie kann man das malen? Was muss das für ein Mensch sein, dieser Rudi Hurlzmeier, der das nicht nur in sich trägt, sondern der darüber hinaus über die Kunst verfügt, das zu malen, das auszudrücken, das zu übermitteln. Rudi Hurlzmeier hat mit seinem Pinsel in die Mitte getroffen, in die Mitte von Herz und Gefühl, jenseits jeden Kitsches. Er muss ein besonderer Mensch sein, dieser Rudi Hurlzmeier – mindestens so besonders wie sein kleines Schweinefräulein auf jener sommerlichen Blumenwiese.

Eine Nachtigall zum Verlieben

Studiobühne brilliert mit Puppenspiel

Kotofej K. Bajun

Ja, liebe Kinder, wisst ihr wohl, was ein Alchimist ist? Das ist ein verwegener Mann, oder eine höchst kreative Frau, also ein suchender Mensch, der unermüdlich unter den misstrauischen Augen der Obrigkeit versucht, aus dem Wenigen, was sich in seinem Laboratorium noch findet, Gold zu machen. Pures Gold! Das Theater der Stadt Brandenburg, in dem ihr heute zu Gast wart, ist so ein Asyl von lauter Alchimisten. Die Obrigkeit knipst ihnen hier etwas weg und beißt ihnen da etwas ab – und die machen Gold, Gold, Gold! Wie sie das machen? Tja, das wird wohl ihr Geheimnis bleiben...Schauen wir doch mal, was sich in ihrem Theater so finden lässt: Also, da hätten wir ein renommiertes, ganz vortreffliches Symphonieorchester, dessen Chef Generalmusikdirektor Michael Helmraht heißt. Den kennt man in ganz Europa und man nennt das ein Pfund, mit dem man wuchern kann. Das Theater wuchert mit ihm und diese Phiole hätten



Abb. 14 Harald Arnold liest aus dem Kunstmärchen

Foto: Brandenburger Theater

wir also gefüllt. Dann ist da noch der Rest des ehemaligen, ganz formidablen Ensembles. Das Ensemble heißt Harald Arnold und es gibt wohl niemanden im Theater und bei allen Kulturfreunden Brandenburgs, der sich nicht wünschen würde, Harald Arnold möge mindestens einhundertundfünfzig Jahre alt werden und der Bühne ebenso lange erhalten bleiben. Denn Harald Arnold ist eine sogenannte Legende. Und dann haben sie da noch die vielen Leute, deren Herzblut nicht nur durch ihre Adern sondern durch die des Theaters gleich mit fließt. Wenn man das alles zusammenrührt und ein bisschen kocht und destilliert und abgießt und wieder aufwärmt und außerdem noch die Poppenspielerin Susanne Forster in München und den Professor Georg Katzer in Zeuthen anruft und fragt, ob sie auch Lust haben, Gold zu machen, dann findet sich am Ende im Tiegel wirklich so etwas wie das strahlende Edelmetall, aus dem die Träume so vieler Menschen gewoben sind. Man macht daraus kein Collier und kein Diadem, kein Fingerring und keine geprägten Dukaten – aber ein bezauberndes Stück! Das lässt sich daraus schon schmieden.

Wie das dann aussieht, das haben sich einige von euch am 16. März 2012 in der Studiobühne ansehen dürfen. Das Gold-Stück hieß „Die Nachtigall“ und stammt ursprünglich aus der Feder von Dänemarks großem, Märchen dichtenden Sohn Hans Christian Andersen. Und der war sogar an diesem Tage persönlich anwesend. Glaubt ihr nicht? Ihr werdet doch wohl nicht... Ihr erzählt doch wohl Oma und Opa, Mama und Papa nicht etwa, der da in elegantem Gehrock und Zylinder, Handschuhen und Stehkragen auf die Bühne kam, sei Harald Arnold gewesen!

Nein, Kinders, das war Hans Christian Andersen! 1805 in Odense geboren, lebt er, wie ihr selbst sehen konntet, noch immer, nur, um euch eine Freude zu machen und sein Märchen zu erzählen. Nun gut, das hättet ihr euch zur Not auch selber durchlesen können – aber so schön prononciert? Na seht ihr. Und was ist mit der herrlichen, die Stimmung des Märchens so überaus treffend aufgreifenden Musik, die der Professor Katzer eigens für diese Aufführung komponiert und die der Maestro Helmuth mit seinen Symphonikern so schön aufgeführt hat? Aber das ist nur der Teil für eure Ohren. Was sich da vor euren weit aufgerissenen Kinderaugen abgespielt hat, das war doch nun wirklich märchenhaft, nicht wahr? Wie von Geisterhand bewegten sich kleine, lichtdurchflutete, farbenfrohe Puppen über eine Leinwand. Die Szenenbilder zauberten in einer Überblendtechnik Landschaften aus dem Reich der Mitte vom Drachenthron bis hin zum chinesischen Meer herauf, in denen der Kaiser von China und seine Untertanen einschließlich des Küchenmädchens und einer Katze spazierten. Natürlich zwischerten auch die beiden Protagonisten durch die verzauberte Welt: die echte Nachtigall

und die mechanische, welche der Tenno aus Japan seinem Amtskollegen in Peking verehrt hatte. Und die beiden trällerten um die Wette. So ganz allein konnten die das natürlich nicht. Assistenten wurden sie von Lucas Weißbach von Christiane Ziehls Jugendtheater, der hübschen Leipzigerin Steffi Lampe – Leipzigerinnen sind seit Goethes Tagen immer hübsch – und der ganz souverän agierenden Marita Dörner. Die drei gaben alles für euch, denn glaubt mir, ihr Rangen, das ist gar nicht so einfach, den Puppchens so unter die Arme zu greifen, dass diese auf dem Boden bleiben, der gar keiner ist, sie nicht unfreiwillig Purzelbäume schlagen und sie mal kleiner, mal größer werden zu lassen, wie es die Perspektive eben verlangt. Ich weiß, ich weiß: Das war euch erst mal wurscht. Ich hab euch gesehen, ihr Kinder von vier bis achtzig Jahren: Ihr wart so hineingezogen in das Geschehen, dass selbst der obligatorische Zappelphilipp unter euch das Hampeln und das Schwätzen vergaß. Ihr wart hin und weg. Ich verrate euch was – ich war es auch. Wenn man einen alten, gestandenen Zausel wie mich, einen nüchternen, knochentrockenen und desillusionierten Realisten aus der Schule Baruch Spinozas ins Feenreich entführen kann, dann haben die Alchimisten vom Theater wieder mal ganze Arbeit geleistet! Dann haben sie wieder mal aus ihren Reagenzien, Phiolen und Tiegeln Gold gekocht.

Das müssen sie auch, denn die Obrigkeit will ihnen das letzte Bisschen auch noch wegnehmen. Darum, dass aus einem Bühnen-Gold-Stück auch harten Golddukaten werden, mit deren Hilfe das Theater noch in der Lage ist, auch für eure Kinder und Enkel einst so schöne Traumwelten zu zaubern, darum solltet ihr euren Freunden und Freundinnen, euren Eltern und Großeltern, euren Tanten und Onkels davon erzählen. Berichtet ihnen, wie es euch gefallen hat, als euch der elegante Biedermeier-Herr Hans Christian Arnold, Verzeihung, Harald Andersen natürlich, mit herrlicher Betonung und auswendig – das Buch war bloß Staffage – eines seiner lieblichsten Märchen vorgetragen hat und wie fein die Musik in euren kleinen Ohren klang, und wie reizvoll euch die bunten Bilder die Welt da draußen für eine Stunde vergessen ließen. Die Welt des Theaters nämlich, das werdet ihr früher oder später feststellen, wenn ihr euren Geist nicht an sinnfreie Vorabendprogramme und an Ballerspiele vergeudet, die braucht man wie die Luft zum Atmen. Denn diese Welt, dieses Gold kann man überall hin mitnehmen, wohin es einen auch zieht. Es ist das einzige Gold, das sich selbst vermehrt – in euch nämlich. Und wenn ihr größer seid, dann zeigt euch Christiane Ziehl vielleicht, wie man das macht, das Gold. Und dann seid ihr die zukünftigen Alchimisten des Glücks!

Entzauberte Mythen

Gerd Fesser wartet mit einer hervorragenden kleinen Abhandlung zur preußischen Geschichte auf

Michael L. Hübner

Sinne hatte – alle Welt liegt sich seither in den Armen und gratuliert sich gerührt. Vergessen der vermaledeite Kontrollratsbeschluss vom 25.2.1947, der den Staat Preußen als „Hort des Militarismus“ liquidierte. Selbst der deutsche Büchermarkt jubiliert: Friedrich, Friedrich über alles...! Jede Schlacht wird noch einmal geschlagen, jeder Stein von Rheinsberg bis Charlottenburg noch einmal umgewendet, jedes Musikstück aus SEINER Hand noch mal geflötet, jede Pointe aus SEINEM Munde ein weiteres mal genüsslich interpretiert. Einer aber, der Gerd Fesser, der sticht wohlthuend ab von dem gigantischen Rummel, der gerade um den Großen König veranstaltet wird. Gerd Fesser, der siebzigjährige Thüringer, schert aus der Reihe. Ja, auch sein neuestes Werk thematisiert Preußen. Sein Gegenstand

der Betrachtung aber ist das Preußen nach Friedrich. Es ist das Preußen, das sich auf den Taten eines großen Königs ausruhte, bis es bei Jena von einem kleinen Korsen überrannt wurde. Fesser ist gelernter Historiker. An der Leipziger Karl-Marx-Universität studierte er sein Handwerk. Vielleicht fällt sein Büchlein deswegen auf – es hat trotz seines unterhaltsamen und angenehmen Duktus so etwas ausgewogen Nüchternes.

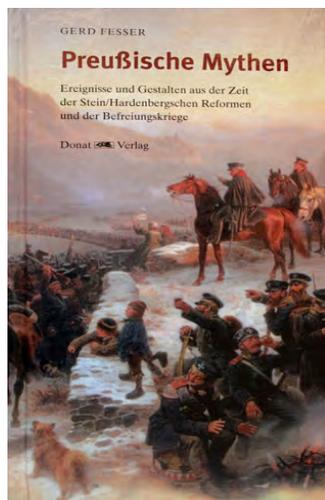


Abb. 15

Es sticht ins Auge, dass Fesser die Rezeption der napoleonischen Besetzung und der Stein/Hardenbergschen Reformen zu keiner Zeit einseitig nur aus der bürgerlichen Sicht der westdeutschen Historiker wiedergibt.

Nie vergisst er zu erwähnen, was die DDR-Geschichtsschreibung einst zu diesen Ereignissen und jenen Persönlichkeiten verlauten ließ und vor allem – warum! Das allein schon lässt Gerd Fessers „Preußische Mythen - Ereignisse und Gestalten aus der Zeit der Stein/Hardenbergschen Reformen und der Befreiungskriege“ aus dem Einerlei des gesamtdeutschen Büchermarktes herausstechen. Damit profiliert sich das Büchlein als ein Muss für jeden aufrechten Freund Preußens.

Denn dieses Land, dieser Staat polarisiert: Preußen wird überhöht, man zitiert die preußischen Tugenden, sonnt sich in der Erinnerung an die Tage, da sich ein armes, qualvoll hart arbeitendes Land aus den Trümmern des 30jährigen Krieges zur europäischen Großmacht hochgearbeitet hatte. Die andere Fraktion trampelt zur gleichen Zeit auf dem vermeintlichen „Hort des Militarismus“ herum, auf der Brutstätte jener, die aussehen, als „...hätten sie verschluckt den Stock, mit dem man sie einst geprügelt...“ Fesser tut das nicht. Er analysiert mit großer Sachkenntnis und arbeitet sauber und präzise mit einem Werkzeug, das ihm seine Ausbilder einst an die Hand gaben – der Dialektik.

Es tut gut, Fesser zu lesen, denn der Mann nähert sich einer entscheidenden Wegmarke der preußischen Entwicklung unaufgeregt und trotzdem fesseln. Personen, welche Preußen aus seiner postfriderizianischen Erstarrung lösten, nur um ein Dutzend Dekaden später vom schlimmsten Ungeist vereinnahmt zu werden, stellt Fesser umfangreich und ausführlich vor. Es sind dieselben Personen, die das seltene Kunststück fertigbrachten, hernach sowohl von den demokratischen, als auch von den diktatorischen Siegern über den braunen Ungeist als Traditionsstifter vereinnahmt zu werden.

Fesser erklärt, sachlich, auf dem historischen Teppich bleibend und Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, Schill, vom Stein und Königin Luise steigen empor, ohne Paukenschlag und Drommetenschall, aber mit viel Würde und vielem Anstand. Der Autor spinnt schlüssig den kausalen Faden zwischen dem Desaster von Jena über Memel, Leipzig, die Beresina, Waterloo bis nach Karlshorst und seine Glaubwürdigkeit wird gestützt durch ein für ein 192seitiges Buch immenses Quellenwerk von 21 Seiten, einer wunderbaren Bibliographie von 8 Seiten und einem informativen Personenregister. Ein wissenschaftliches Werk bar jeder Polemik, kein Fernau – aber auch bar jeden drögen Abhandlungsstils, gut geeignet für die Lektüre nicht nur vor preußischen Kaminen. Mit den Preußischen Mythen legte

der Bremer Donat-Verlag sein Geschenk zum 300. des Alten von Sanssouci auf den Gabentisch und – alle Wetter! – dieses Geschenk ist originell und verdient jede Empfehlung.

Gerd Fesser

Preußische Mythen

Ereignisse und Gestalten aus der Zeit der Stein/Hardenbergschen Reformen und der Befreiungskriege

Donat-Verlag Bremen 2012

ISBN 978-3-943-425-01-7

€ 16,80

Fünf Pfund Wagner-Orgeln

Standardwerk zu Brandenburgs größtem „Orgelmacher“ erschienen

Michael L. Hübner

„Sie ist ohne Zweifel die Königin der Instrumente!“ So adelte einst der „Sunsterbliche Mozart die Orgel. Und wer sie baute, der mochte sich bescheiden „Orgelmacher“ nennen wie Joachim Wagner, aber ein solcher Meister war mehr als ein Handwerker – er war ein Künstler! Wagner, Wagner... da war doch was...! Ja, den Silbermann, den kennt man, und wer sich was auf seine Bildung zugute hält, dem geht auch der Name Arp Schnitgers flink von der Zunge. Doch wenn man von den großen Drei der deutschen Orgelbaukunst spricht, dann darf dieser Joachim Wagner eben nicht fehlen. Er vertrat die Oberliga dieser Zunft in der Mark. Seine Werke finden sich bis hoch zum Nidaros-Dom der alten norwegischen Königsstadt Trondheim (früher Nidaros). Doch wer war dieser gebürtige Karower aus der Genthiner Gegend? Sicher, da gab es mal eine sechzig Seiten umfassende Dissertation. Aber eine richtige biografische Würdigung unter Einschluss einer Synopsis des Gesamtwerkes – das fehlte bisher. Und so machte sich Wolf Bergelt an die Arbeit, inspiriert von einer ersten Begegnung mit den überwältigenden Klängen einer Wagnerorgel 1979 in seinem Heimatort Angermünde. Nun liegt das Werk vor.

Der exzellente und mit dem Brandenburger Dom traditionell eng verbundene Regensburger Verlag Schnell+Steiner gibt es in einer Erstauflage von 1.000 Stück heraus. Es ist sicher keine leichte Bettlektüre – und das kann man getrost wörtlich nehmen. Fünf Pfund wiegt der 712 Seiten starke Foliant mit seinen 501 farblichen und 91 schwarz-weißen Abbildungen. Der



Abb. 16

Autor Wolf Bergelt (Mitte) stellt seine gefeierte Wagner-Monographie in der Aula der Ritterakademie vor.

in jeder Hinsicht überzeugende Inhalt aber wiegt weitaus mehr! Ein neues Standardwerk erstrahlt am Fachbuchhimmel. Wer sich für die sakrale Musik und ihr wichtigstes Instrument begeistert, der wird die geforderten 96 Euro Subskriptionspreis (noch bis September, danach 112 Euro) gerne anwenden. Denn diese Lektüre dürfte sowohl den Kultur- und Bildungsbürger als auch den Wissenschaftler so manches Mal sogar den ersten Hahnenschrei verpassen lassen. Es ist eine immense und allezeit blitzsauber recherchierte Fleißarbeit, die auch optisch jedem gut sortierten Buchregal zur Ehre gereicht, wenn denn das Werk Urlaub vom Nachttisch bekommt.

Denn zwischen den Zeilen spricht die Liebe zum Metier, die diese kunstliterarische Kostbarkeit zu einem bibliophilen Muss macht. Sie eignet sich gleichermaßen zur belehrenden Lektüre als auch zum Nachschlagewerk und beinhaltet für den kulturell interessierten Reisenden gleichsam manche Anregung, die zu den versteckten Preziosen märkischer Kirchenbauten führt. Für den lokalpatriotischen Brandenburger wartet das Buch selbstredend mit zwei besonderen Pralinen auf: Da wäre zum einen die berühmte, die größte, die besterhaltene Wagnerorgel am Dom mit ihren 33 Registern und 2010 Pfeifen – die größte 16 Fuß lang und mit der Stimme eines hungrigen Bären... Diese Orgel ist vielen Havelstädtern in den ungezählten Abenden der Sommermusiken ans Herz gewachsen, wenn des Domorganisten Matthias Passauers Finger ihre beiden Manuale und seine Füße das Pedal meisterlich traktierten. Und vom Einband grüßt der Prospekt der Wagnerorgel zu St. Katharinen, ein Anblick der Pfarrer Michael Kiertschers Herz gewiss höher schlagen lassen wird. Diesem in einen Festeinband gebundenen Gruß mit der ISBN 978-3-7954-3562-3 des Regensburger Verlages an die Domstadt an der Havel kann nur ein möglichst großer Erfolg, eine entsprechende Verbreitung und viele, viele Nachauflagen gewünscht werden.

Geburtstagskabarett für EffZwo

Potsdamer Kabarettisten gastieren an der Studiobühne

Kotofej K. Bajun

A Iso, die Studiobühne haben sie mit ihrem Programm „Friedrich, Freude, Eierschecke“ schon mal voll bekommen. Beinahe bis auf den letzten Platz. Das war sozusagen der erste Achtungserfolg für das Kabarett Obelisk aus Potsdam, das mit seinem „preußisch-sächsischen Politscharmützel“ als Geburtstagsgala für EffZwo in der Brandenburger Studiobühne gastierte. Effzwo – das ist König Friedrich der Zweite, genannt der Große von Preußen und die Majestät beging im Januar ihren 300. Geburtstag. Gretel Schulze und Andreas Zieger tafelten auf und was sie boten, war beinahe solide kabarettistische Hausmannskost. Wer erste Liga erwartet hatte, wäre sicher in Ottis Schlachthof besser aufgehoben gewesen – aber die Münchner Löwenbräuklitsche ist weit; Hallervorden, Richling, Nuhr oder Rolf Miller waren auch nicht zugegen. So konnten sich die Potsdamer konkurrenzlos behaupten. Ihr Publikum hat mehrheitlich sicher das Gefühl gehabt, reell bedient worden zu sein – zur Raserei aber wurden die 221 Besucher nicht getrieben. Das mag an dem ziemlich unstrukturiert wirkenden Programm gelegen haben, das zwischen internationalen, nationalen, regionalen, historischen Regionen und denen des Unterleibs wild hin und her wuselte. Wer da meinte, östlich der Elbe hätte sich noch der Geist der alten Pfeffermühle bewahrt, die ihre sublimen und bissigen Pointen zwischen die Zeilen drapierte, der wurde enttäuscht. Statt dessen wurde die tausendmal durchgehechelte Angela Merkel mit hängendem Kinn, zugegeben genial, von Gretel Schulze parodiert. Die Lacher kamen so berechenbar, wie sie in jeder Bierhalle von Flensburg bis Garmisch mit Sicherheit gekommen



Abb. 17 Andreas Zieger und Gretel Schulz vom Potsdamer Kabarett Obelisk.

wären. Doch darin sollte sich politisches Kabarett nicht erschöpfen. Nicht die Physiognomie der politischen Kaste gehört unter Kasperles Keule, sondern ihr Treiben. Doch was soll's! Auch der mit dem Leben des gefeierten Geburtstagskindes eng verbundene Konflikt zwischen Sachsen und Preußen kam nicht recht zur Geltung, Andreas Zieger lässt sich sowenig als Kaffeesachse verkaufen, wie Gretel Schulze als waschechte Preußin. Das kommt zu gekünstelt rüber, da fehlt die Authentizität. Man parodiert Preußen nicht, indem man sich an seinen Klischees abarbeitet. Man muss unseren wahren Kern treffen, dann lachen auch wir über uns, aber das warf nur die Frage auf. Wen ziehen die da eigentlich durch den Kakao? Kleine historische Ungenauigkeiten rundeten das Bild ab: Bei der angeblichen Entscheidung mit einer Stimme Mehrheit gegen eine US-amerikanische Amtssprache „Deutsch“ handelt es sich um eine aufgebauschte Legende, Herr Zieger: Am 9.1.1794 baten lediglich einige Bürger Virginias in einer Petition darum, Gesetzestexte auch in die deutsche Sprache übersetzt zu bekommen. Das ging mit 42:41 Stimmen daneben. Nix Amtssprache Deutsch in den Staaten. Davon war nie die Rede! Aber für ein paar Gags ist das Märchen immer noch gut. Und die von Andreas Zieger kolportierten Szenarien waren auch wirklich nicht von schlechten Eltern. Und, Frau Hinze, unsere preußischen Ahnen von der baltischen Küste spricht man trotz der veralteten Schreibweise „Pruzen“ mit gaaanz langem „u“ und dann mit einem scharfen „s“. Pruuuuußen! So, das üben wir jetzt mal! Was Andreas Zieger nicht zu üben braucht, das ist sein herrliches Klavierspiel. Macht Spaß, seinen Fingern beim Tastentanz zuzusehen. Jetzt noch die Gesangeinlagen ein bisschen melodischer und das Versmaß halten – und dann sind wir schon auf dem besten Wege in die Oberliga. Aber selbst in der Regionalklasse hat's dem überwiegend älteren Publikum Freude gemacht. Das war zu merken. Der Applaus des vollen Hauses war vielleicht nicht übermäßig lang, aber er war rhythmisch und er war – verdient!

Hildebrandt, Ensikat und Steinmeier an der FH Brandenburg

Michael L. Hübner

Davon wird so mancher Professor der Fachhochschule träumen und Hausherr Dr. Hans Georg Helmstädter strahlte: Das Auditorium Maximum der FH war mit 500 Gästen bis auf den letzten Sitzplatz belegt. Doch keine Vorlesung in Wirtschaftsinformatik oder Betriebsökonomie zog, sondern drei Namen, die den Bildungsbürger republikweit vor die Haustür locken: Ex-Vizekanzler Frank-Walter Steinmeier sagte in eigener



Abb 18 Dieter Hildebrandt und Peter Ensikat füllten den Brandenburger Bildungstempel

Person zwei der strahlendsten Sterne am deutschen Kabarettsternenhimmel an: Peter Ensikat aus dem Osten und Dieter Hildebrandt aus dem Westen. Diese beiden kamen, um einen großen Kollegen zu ehren: den am 22. August letzten Jahres verstorbenen Vicco von Bülow, auch bekannt als Lorient. Dessen Heimatstadt soll – so die Intention der Veranstalter – ein Denkmal für ihren großen Sohn bekommen. Doch ein Denkmal ist teuer. Deshalb gaben die Bühnenkünstler mit ihrer Veranstaltung einen Startschuss ab, indem sie schon mal die Einnahmen des Abends zu Gunsten dieses Memorials spendeten. Nun sind die Brandenburger aufgerufen, die Idee mit eigenen Zuwendungen zu unterstützen.

Dass ihnen das leichter fiel und sich nicht nur die Herzen, sondern auch die Geldbeutel öffnen, lieferten beide Satiriker spritzige Proben ihrer Kunst ab. Einiges entstammte dem Repertoire und speiste seinen Humor zum Teil aus dem Wiedererkennungswert. Mit aktuellen Bezügen jedoch jonglierten Ensikat und Hildebrandt nicht minder virtuos. Die Steilvorlage beispielsweise, die der Bundespräsident mit den Eskapaden liefert, die gegenwärtig um seine Person diskutiert werden, ließen den Altmeister von der Münchener Lach- und Schießgesellschaft zu alter Hochform auflaufen. Er brillierte geistreich und setzte den satirischen Witz in alte Ehren ein. Sein *compagnon de soir*, Peter Ensikat, ritt derweil den Pegasus. Wieder und wieder glitt er in Verse ab, die bissig mit dem Ruf Ensikats kohärent gingen, der Hildebrandt des Ostens zu sein. Das hatte schon einen Hauch von Bütt. Die einzigen, die an jenem Abend wohl nicht so viel zu lachen hatten, waren jene, deren Namen sich auf den verbalen Forken der beiden Hochkaräter wiederfanden. Der Begriff des Narren leitet sich vom lateinischen „*narrare*“



Abb 19 Peter Ensikat und Dieter Hildebrandt am 8. Januar 2012 im Auditorium Maximum der FH Brandenburg

ab, was „erzählen“ bedeutet. Der echte Narr hat etwas zu erzählen und der kluge Souverän hört genau hin, was ein guter Narr zu erzählen hat. Dessen Ironie nämlich wiegt nicht selten die Ratschläge eines ganzen Kabinetts auf. Dort saßen nun zwei Narren der Spitzenklasse und fünfhundert Vertreter des deutschen Souveräns, des Volkes, hörten zu. In der Atmosphäre der FH wurde sehr bald klar, dass sich politische Verantwortungsträger selbst zu Anfang ihrer Legislaturperiode nicht in trügerischer Sicherheit wiegen sollten. Nicht die Wahl selbst ist es, was sie zu fürchten haben, sondern die messerscharfe und kritische Begleitung durch hochgebildete, wortgewandte und mitten in der Materie stehende Narren wie Ensikat und Hildebrandt. Die Reflexion der Taten von Politikern, wie sie von solchen Vertretern der satirischen Bühnenkunst wiedergegeben wird, kann Haltungen und damit Wahlen durchaus massiv beeinflussen. Es war daher alles andere als ungeschickt, dass Frank-Walter Steinmeier als Chef des Kulturvereins Brandenburg an der Havel e.V. die beiden Granden des politischen Humors in die Veranstaltungsreihe seines Vereins lud.

Die Fliege, die auf der Klatsche sitzt, kann nicht geklatscht werden. Während die Funken nur so ins konservative Regierungslager stoben und auch die Linke ihr Fett abbekam, konnte der SPD-Bundestagsfraktionschef recht von Herzen lachen. Er, der auch in seiner Amtszeit als Vizekanzler keine nennenswerte satirische Angriffsfläche bot, brauchte auch an diesem Abend nicht in Deckung zu gehen, sondern sah amüsiert dem Hagel von Leuchtpurgeschossen hinterher, die auf seine politische Konkurrenz abgefeuert wurden. Das mit dieser Veranstaltung geehrte Brandenburg aber konnte sich einmal mehr behaupten gegen jene despektierliche Hymne aus der Feder Rainald Grebes, deren fatale Fehleinschätzung des bespöttelten Objekts auch einmal kabarettistische Aufmerksamkeit verdient.

Hochverrat für nubische Schönheit

Brandenburger Theater holt AIDA in die Chur- und Hauptstadt



Abb. 20 Aida (Gesine Forberger) und Radames (Jens Klaus Wilde) versichern sich ihrer unsterblichen Liebe.

Korofej K. Bajun

Vier Buchstaben – und das Haus ist krachend voll. Mit der Brandenburger Erstaufführung von AIDA setzte das Theater an der Grabenpromenade unbestritten einen Höhepunkt seiner Winteroffensive. Eingeladen gastierte das Staatstheater Cottbus mit seinem philharmonischen Orchester unter Leitung eines in Hochform dirigierenden Marc Niemann. Und wer schöne Stimmen hören wollte, der wurde bestens bedient. Unter den Damen brillierte Aida selbst, die nubische Königstochter und Sklavin am Hofe Pharaos, mit dem angenehmsten Sopran. Woher Gesine „Aida“ Forberger während ihrer Arien diese durchdringenden, kraftvoll und ausdauernd gehaltenen Höhen

nahm, die sie mit Macht ins Parkett entsandte, war unergründlich. Das allein verdiente schon einen der kleinen Zwischenakklamationen des Publikums. Leider kontrastierte ihre etwas ins Puttelhafte geratene Gewandung zu der durchgebildeten Stimme. Das ebnete einer überragenden Marlene Lichtenberg als Prinzessin Amneris das Feld, die einfach nur der Hingucker des Abends war.



Abb. 21

Bühnenbeherrschend rauschte die Diva mal in blau, mal in weiß durch die Szene und machte selbst Frauenblicke weich und zärtlich und sehnsuchtsvoll. Dass sie – obschon mit einem ähnlich großen Mezzosopran gesegnet – Nuancen hinter ihrer Opern-Rivalin Lichtenberg zurückblieb, fiel nur dem auf, der seine Augen für einen Augenblick von dem Frauenzimmer wegbekam, das mit Rasse und Klasse agierte. Der Gegenstand der Begierde beider Damen war mit Jens Klaus Wilde glücklich besetzt. Sein



Abb. 22

tenorbesetzte Rolle als umschwärmter Feldherr Radames überzeugte, die schauspielerische Leistung ebenfalls und das ist bei Aida alles andere als leicht und selbstverständlich. Denn hier produziert Verdi Bella Italia in Reinkultur mit lediglich dahingehauchter, ja angedeuteter altägyptischer Tarnung.

Gefühl, Gefühl! Herz und Schmerz! Macht und Liebe und Eifersucht: Prinzessin liebt strahlenden Feldherrn, der wiederum seine Seele der nubischen Königstochter verschrieben hat, die unglücklicherweise einen Arbeitsvertrag als Sklavin bei der verschmähten Prinzessin hat. Erfolgreicher Feldherr opfert der machtlosen Geliebten Heimat, Erfolg, Thronprätendenz und – die Hand der entzückenden Marlene Lichtenberg. Beide Liebenden sterben den gemeinsamen romantischen Tod. Die Geigen streicheln sie ins jenseitig-überirdische Liebesglück zur schmelzenden Musik Giuseppe Verdis und nicht nur Italien heult Rotz und Blasen! Ralf Nürnberger, der sowohl Regie führte als auch für ein exzellent spartanisches Bühnenbild verantwortlich zeichnete, das sich unaufdringlich aber charakterisierend in



Abb. 23

die Handlung einflocht, wurde schon in der Pause mit vielem Lob bedacht. Diana Pählers Kostümausstattung hingegen sah man schon verhaltener. Sie griff Verdis Zeit auf, die Epoche der Kairoer Uraufführung 1871. Die Zeitgenossen Ismail Paschas hätten sich durchaus im Stück wiedergefunden; nicht so diejenigen, die Altägypten mit Ramses II., dem „strahlenden Sieger von Kadesh“, assoziierten. Über die biedereren Hausmädchen, die Krankenschwestern als Florence-Nightingale-Reminiszenzen und die Kosaken, welche wohl das ruhmreiche Heer Pharaos repräsentierten, hätten auch sie sicher gestaunt. Dass der äthiopische König Amonasro die ägyptische Prinzessin mit einer waschechten Parabellum M08 bedrohte, gab dem dramatischen Geschehen sogar noch eine lustige Nuance. Schön die Idee, ein Teil des fulminanten und sehr opulent Chores vom Seitenrang her ertönen zu lassen, begeistert das Novum, die Fanfaren und Trompeten quasi quadrophon aus den hinteren Emporen heraus erschallen zu lassen.



Abb. 24 Prinzessin Amneris (Marlene Lichtenberg) zieht alle Blicke auf sich

Die Cottbuser zeigten wieder einmal, dass sie mehr können als Wasser kochen und wer da meinte, bis auf die Insel Berlin sei Ostelbien ein kulturelles Meer



Abb. 25 Radames sieht seinem Todesurteil entgegen. - Große Oper am BT

der Ruhe, der durfte sich an diesem Abend getrost beschämen lassen. Das BT behauptete wieder einmal souverän seinen angestammten Platz im Herzen der Havelstadt mit drei gewichtigen Hammerschlägen in kurzer Folge: Kiss me Kate, Antigone und Aida – und wer da meint, was könnte jetzt noch kommen...? Da kommt noch was: Armin Müller Stahl zum Beispiel!

Isetta, Capri und Petticoat

Theaterschiff Lübeck bringt mit der Revue „Sing, Baby, Sing“ eine herrliche Hommage an die Fünfziger Jahre

Michael L. Hübner

Ach ja, die schöne, alte Zeit... Dat is nu all wedder 60 Jahr her. Die Fuffziger, die Zeit nach dem verlorenen Krieg. Es ging voran. Für die jungen, attraktiven Frauen lag die Hoffnung in den Uniformen der schnieken Besatzungssoldaten, für die heimgekehrten Männer lag sie in der Möglichkeit, mit dem sauren Schweiß der täglichen Aufbauarbeit das Erlebte auszuwischen. Vergessen war das Zauberwort. Das Vergessen der dunklen Tage, das Vergessen des Pfeifens der Granaten und des Schreiens der verwundeten Kameraden – Caterina Valente schmetterte es hinweg. Conny Froboess zwitscherte von der Sehnsucht zweier kleiner Italiener. Man stieg von vorn in die Isetta ein und schlug sich durch bis nach Capri, wo die rote Sonne im Meer versank und die Fischer bei Mondenschein ihre Netze auswarfen. Die Ruinen wichen aus dem Stadtbild in dem Maße, wie helle, freundliche Wohnsiedlungen um sich griffen und das Leben begann, wieder lebenswert zu werden.

Wenn da nur nicht die halbstarke Rowdies und Rocker auf ihren Mopeds gewesen wären, die den jungen Mädchen die züchtigen Köpfe verdrehten und die Petticoats in Schwindel erregende Höhen fliegen ließen. Nun aber hatte der ehemalige Gestapo-Mann von nebenan keine rechtliche Handhabe mehr gegen die „jugendverderbende Negermusik“. Zähneknirschend musste er zusehen und lachend quittierte ein auf 156 Plätzen ausverkauftes Theaterschiff auf der Untertrave zu Lübeck die Karikatur des Ewiggestrigen, wie er da aus seiner Pappkulisie schrullige Randbemerkungen absonderte. Denn Constanze Jungnickel brachte mit ihrer Regie der mitreißenden Revue „Sing, Baby, Sing“ diese Zeit der goldenen Fünfziger auf das fest vertäute Theaterschiff am Lübecker Holstenhafen und sechs ambitionierte Schauspieler auf dessen Bühne. Die gaben alles und das Publikum ging mit. Das klatschte, das schunkelte, das sang mit, das strahlte. Die hanseatische Zurückhaltung wurde mit einem Eimer quicklebendiger Nostalgie über Bord gespült.

Apropos quicklebendig – da war eine, die hieß Tanja Bahmani – ein knuddeliger, kleiner Feger mit ungeheurem Selbstvertrauen und herzenerwärmendem Talent. Die tanzte und trällerte allen Frauen Mut zu, die mit der eigenen Figur im Hader liegen, die sich selbst nicht schlank genug sind, denen der Blick in den Spiegel nur allzuoft und völlig zu Unrecht den Tag vergällt. Das Publikum dankte es ihr und ganz besonders ihr. Tanja Bahmani produzierte eine selbstverständliche Präsenz, sie war offensiv und ungeheuchelt lebenslustig und das hatte Sexappeal. Ja, und einmal, da haben sie auch den knallharten Kritiker gekriegt, die Mimen von der Waterkant. Der hat schon viel auf den Bühnen Berlins und Brandenburgs gesehen. Große und solche, die sich für groß hielten. Er sah Laien, die ihr Herzblut gaben an Thalias Altar. Er sah bezaubernde Leistungen und er klatschte und pfiß und trampelte. Aber dass ihm die Augen feucht wurden und die Tränen liefen, dass ihm die Stimme wegblieb und versagte, als er mitzusingen

versuchte, nee – das hat's noch nie gegeben. Das war seine Premiere. Das war, als die sechs vom Theaterschiff den Seemann aufforderten, dass Träumen zu lassen und nicht an zu Hause zu denken. Da hatten se ihn – Blattschuss – sauber zur Strecke gebracht! Einmal lief es also umgekehrt, lieber Christian Schliehe, David Wehle, Marco Linke und liebe Mary C. Bernet, Petra Stockinger und vor allem – liebe Tanja Bahmani. Diesmal hat nicht der Kritiker seine Barden über Kimme und Korn angepeilt, sondern ihr in und ihr habt ihn glatt erlegt. Gratulation und gönnt Euch einen Köm drauf!

Wer das aber selbst miterleben möchte, der mache sich noch im ganzen Januar auf den Weg zur Königin der Hanse! 300 Meter nördlich vom Holsten-Tor am linken Traveufer gelegen, findet man das Schiff. Der Parkplatz ist nahebei. Von 21 Euro an bekommt man ein Billett und das ist jeden einzelnen Cent wert.

Theaterschiff Lübeck
Direktorin Theresa Gebhardt
Willy-Brandt-Allee 10k
(Am Holstenhafen - An der Muk)
23554 Lübeck
mail@theaterschiffloebeck.de
Telefon: 0451 - 20 38 385
Telefax: 0451 - 29 63 08 62
Öffnungszeiten Büro
Montags - Freitags 10 - 18
Samstags 10 - 16 Uhr

Juten Morjen, Herr Preil!

Herbert Köfer gastierte am BT



Abb. 26 Ingeborg Krabbe und Herbert Köfer ließen die alten Zeiten hochleben

Korofej K. Bajun

Vielleicht können die alten Römer weiter helfen. Riefen sie doch: vox pupuli vox dei est! Verdeutschts meint das, die Stimme des Volkes sei die Stimme Gottes. Kann das Volk also irren? Herbert Köfer rief und alle, alle kamen. So voll sah man das Haus selten. Die erste Sitzreihe wurde über dem Orchestergraben eingeschoben, die letzten saßen auf einer zusätzlich platzierten Bestuhlung im obersten Parkett. Das müssen fünfhundert gewesen sein. Und es waren derer viele, die man sonst im Musentempel kaum zu Gesicht bekommt. Was zog sie? Köfers Name, der sehnsuchtsgeboten aus den späten, aus den noch heilen Siebzigern herüber hallte? Der erste Nachrichtensprecher der Aktuellen Kamera ist ein absolut ernst zu nehmender Schauspieler, der während seiner Karriere große Rollen bravurös bediente. Die aber an jenem Abend kamen um ihn zu sehen, die



Abb. 27

verbanden ihn wohl eher mit der Fernsehserie „Rentner haben niemals Zeit“. Der kleine Hickhack über'n Gartenzaun, mäßig gewürzt mit langbärtigen Kalauern. Letztere bezogen ihre Pointen aus Wortwitzen, welche angesiedelt waren zwischen Rolf Herricht, dessen Partner Hans-Joachim Preil und der knappen Gürtellinie.



Abb. 28 Eingeseift wurde bei der Gaudi nicht nur Herbert Köfer.

Das alte Strickmuster zeigte ungebrochen Wirkung: Das Volk lachte. Es lachte wie damals, als es entnervt vom Anstehen nach Trabantkeilriemen, Kubaorangen und ABBA-Platten befreit aufatmete, wenn ihm Köfer in seiner treuherzigen Serie einen Teil der Alltagsorgen nahm. Diese Serie „Rentner haben niemals Zeit“ ist nun in der kapitalistischen Realität angekommen. Da jonglieren sie auf der Bühne mit Tchibo und Apple und mit Discounter aller Couleur. Apps und Chatrooms erheitern das Volk und die Mimen klamauken wieder die ewig platten Possen bar jeden Tiefgangs... Aber das Publikum – das dankt es ihnen ehrlichen Herzens. Was auf der Bühne geboten wird, das ist nicht die Kunst, die Shakespeare, Moliere oder Corneille im Sinne hatten. Es ist das Ohnsorg-Theater, es ist die Kleinkunst des Volksschauspielers Willy Millowitsch, es ist die leichte Muse, die so leicht ist, dass sie eine Gänsefeder in Verlegenheit brächte.

Aber sie macht das Publikum glücklich und das ist der entscheidende Punkt! Die Leute lachen über einen hektischen, sich für alle und jeden aufopfernden Kleingärtner und neunundachtzigjährigen Rentner – Donnerwetter, Köfer ist agil wie in alten Zeiten! – dessen neues iPhone den armen Mann in den Herzkasper treibt. Sie lachen über Köfers schrullige, kauzigkrötige Nachbarin Ingeborg Krabbe, die einst der Leipziger Pfeffermühle ihren scharfen Glanz verlieh. Ingeborg, Ingeborg – wohin bist du verschwunden? Die brillante Dorit Gäbler findet sich wie ein Käfer mit den noch immer hübschen Beinen strampelnd in einem Gartenabfallpott wieder. Die Haare stehen dem

Kritiker zu Berge, doch das Volk – lacht. Es lacht aus vollem Halse Und es hat ein gottgegebenes Recht zu lachen und wir wollen es lachen lassen. Dies hier ist sein Stück. Es ist kein Othello, kein König Lear, kein Hamlet, keine Iphigenie – es ist nur ein bisschen harmloser Ulk im Umfeld zweier Datschen in der Kleingartensparte „Uhlenhorst“. Welch hoher Wiedererkennungswert haftet dem an, welche breite Basis der Identifikation! Die Pointen, ein wenig schlüpfrig, nicht zu anstrengend, ebenso die Charaktere, ins Skurrile, nein, nicht ins Komische überzeichnet – noch ein paar solcher Aufführungen und das BT rettet das Budget des kommunalen Haushalts. Ein unverfänglicher Schwank erinnert die Leute daran, dass sie noch ein Theater besitzen. Ein trivialer Schwank erheitert die Chur- und Hauptstadt. Prosit Brandenburg – auf deinen Allerwelts-Schwank! Er sei dir gegönnt!



Abb. 29 Wie ein Käfer strampelt Dorit „aus der Tonne“ Gäbler mit den Beinen.

Klassiker vom Broadway am BT

Stendaler zähmten widerspenstiges Publikum

Michael L. Hübner

„Schlag nach bei Shakespeare...“, lautet der Evergreen aus Cole Porters Broadway-Abräumer „Kiss me Kate“ von 1948. Das sollte man beherzigen, denn wer seinen Shakespeare nicht im kleinen Finger hat, wird sich schwer tun mit der Handlung. In Cole Porters „Kiss me Kate“ nämlich ist „Der Widerspenstigen Zähmung“ von William dem Großen das stilistische Mittel zum Zweck. Hier dürfen sie sich mal selbst spielen, die Damen und Herren Schauspieler. Hier holen sie ihr Gewerbe auf die Bühne, spielen ein Spiel im Spiel und kehren dabei ihr eigenes Inneres nach



Abb. 30

außen. Alles nimmt auf alles Bezug, die komödiantische Handlung verzahnt sich nahtlos mit dem burlesken Klassiker des großen Stratforders. Parallelen werden augenfällig gezogen zwischen der fiktiven Bühne in Baltimore und der des Globe. Mimen geben Mimen geben Mimen – ganz großes Theater! Die Stendaler haben dieses Musical der Superlative an die Havel gebracht, das Altmarkttheater, das seine Besucher mittlerweile sogar aus Braunschweig und Hamburg anzieht. Allein der Name ist schon Magnet und so war die Brandenburger Premiere beinahe ausverkauft. Farbenfroh und spielfreudig agierte die großzügig besetzte Truppe auf den Brettern an der Grabenpromenade. Eine gute Idee, die Szenerie des Öfteren ins Publikum hinein zu tragen und dieses wenigstens einmal mit einzubinden. Das zieht immer. Kostüm- und Bühnenbildner übertrafen sich selbst. Das war solide, nicht abgedreht und nachvollziehbar. Die Beleuchter tauchten die erfrischende Leichtigkeit der Handlung in eine faszinierende Farbenpracht. Doch das Brandenburger Publikum wollte nicht so recht aus sich heraus. An den Hauptdarstellern kann es nicht gelegen haben.



Abb. 31

Deren Performance war glänzend, ein brillierender Alexander Leistritz als Regisseur Fred Graham und Petruccio erntete sogar einiges Johlen beim Schlussapplaus. Das wurde nur übertroffen von der kleinen Feier, die das Publikum für die beiden Gauner Mathias Kusche und Sören Ergang nach dem letzten Vorhang abhielt. Recht so – die beiden, die von Porter nach der Globe-Tradition als Hanswurst eingeflochten wurden, gaben an gekonnter Clownerie alles und erinnerten als Duo gewollt oder ungewollt an das legendäre Piratenpärchen aus dem „Fluch der Karibik“.

Schon damit war ihnen ein Sympathiebonus sicher. Ebenfalls im Gedächtnis haften blieb eine vor Erotik knisternde Mandy-Marie Mahrenholz, die



Abb. 32

zwar „nur“ die Lois Lane und die Bianca besetzte, jedoch den Rest der Bühne vergessen machte, wenn sie lasziv und verrucht durchs Scheinwerferlicht wuselte. Das hatte was vom Blauen Engel. Schade war's um den großen Manfred Ohnoutka, der mit seiner Rolle als General und als Galan Binacas völlig unterging – mochte er als Militär auch noch so lautstark und zackig agieren. Sein Part war einfach zu kurz, um die Kunst dieses grandiosen Mimen von Format zur Gänze zu entfalten. Das war, als würde man eine Luxuslimousine aus der Garage holen um die Frühstücksbrötchen



Abb. 33

vom Supermarkt zu besorgen. Seine Meriten sind dennoch unverkennbar – denn Ohnoutka inszenierte das Stück. Die Leistung der Statisten kontrastierte im ersten Akt noch zu der der Hauptdarsteller. Das war alles ein wenig sperrig, hölzern, unbeholfen, etwas linkisch, wie eine Besucherin treffend bemerkte. Wahrscheinlich mussten sie auf der Brandenburger Bühne erst einmal warm werden. Im zweiten Akt waren sie es dann – nach der Pause kam das Stück so richtig in die Gänge. Mit Sicherheit ging diese Belebung auch auf das Konto der Brandenburger Symphoniker unter Leitung von Gero Wiest, die „Kiss me Kate“ mit der unschlagbaren und mitreißenden Musik aus der Neuen Welt so richtig temperierten. Der Premierenapplaus war mit knapp vier Minuten etwas verhalten. Das ist schade. Man ist versucht, das Brandenburger Publikum mit Oskar Matzeraths Worten zu fragen: Willste nich – oder kannste nich? Denn resümierend lässt sich sagen, die Stendaler und die Brandenburger gemeinsam – das ist eine duftige Truppe mit Perspektive.

Klassisches Drama im Parkett

einmalige Antigone in der Studiobühne



Abb. 34 Teiresias kündigt Krone (Hintergrund) das Ende seines Hauses an

Korofej K. Bajun

Wenn ein Drama über zweieinhalb Jahrtausende aufgeführt wird, dann ist das ein unwidersprochener Qualitätsbeweis. Wenn dieses Drama, das zu den Säulen der abendländischen Theaterkunst zählt, wegen mangelnder Anfrage nach nur einer Aufführung abgesetzt werden, muss, obwohl die gezeigte Schauspielkunst, die Regie und die Bühnenausstattung der Qualität des Dramas im vollen Umfang entsprachen, dann ist das ein unwidersprochenes Trauerspiel. Nicht für die Mimen, die Großes gaben.

Nicht für die Bühne, die sich mit Herzblut engagierte. Es ist ist das Trauerspiel derer, welche weder mit dem unsterblichen Namen Sophokles etwas verbinden, noch mit seiner Antigone, noch mit der ewig gültigen Botschaft dieses Epochen übergreifenden Stückes. Claus Stahnke kam und spielte den Kreon von Theben. Claus Stahnke! Einer der renommiertesten Schauspieler der Mark – und nur 70 verkaufte Karten? Was ist los in Brandenburg? Was hält die Brandenburgern fern vom Musentempel an der Grabenpromenade und nimmt ihnen den Sinn für das noch heute wegweisende humanistische Erbe der Antike? Sind es das Latschenkino und die Playstation?



Abb. 35 König Kreon (Claus Stahnke) verweigert sich jeder Drohung des blinden Sehers von Theben

Man schimpft am Stammtisch über „die da oben“ und fragt, wie deren Gebaren erklärbar sei! Sophokles gibt die Antwort. Aber niemand hört hin! Da kommt das Theater Neo aus dem kleinen Nauen an die Studiobühne der Havelmetropole: Neun Schauspieler, Profis und theaterbegeisterte Laien lassen das klassische Amphitheater mit rührend spartanischer Bühnenausstattung wiederauferstehen – Siebzig Brandenburger klatschen und trampeln – und der Rest...? Gibt man Tausende aus, um im Urlaub eine tote, antike Bühne in Griechenland zu besichtigen und hätte für ein paar Groschen vor der Haustür ein absolut ebenbürtiges, quicklebendiges Äquivalent? Das eigentliche Drama des Abends stammte also nicht aus der Feder des Sophokles, sondern war das des halbleeren Parketts der Studiobühne! Stahnke, auf der Bühne ein wunderbarer thebanischer König Kreon, berichtete nach der Vorstellung mit bebender Stimme, er hätte Lehrer für seine „Antigone“ zu gewinnen versucht und dabei erschüttert feststellen müssen, dass selbst deren einige mit dem Namen der tapferen Tochter des Ödipus nichts anzufangen wussten! Ist denn das möglich? Ist das wirklich möglich? Das ist es... Leider. Man erinnere sich jener Deutschlehrerin eines Ruhrpott-Goethe(!)-Gymnasiums, die im Oktober 2010 den Urheber des weltberühmten Gedichts „Wanderers Nachtlied“ von 1780 benennen



Abb 36 Antigone (Sarah Graf) zeigt einsam Zivilcourage und büßt mit dem Leben

sollte. Dabei hätte sie nur den Namenspatron ihrer Schule aussprechen müssen. Sie wusste es nicht. Was bleibt angesichts dessen? Resignation? Die Studiobühne erlebte eine Aufführung, die Sophokles glücklich gemacht hätte – von Schauspielern, die für den Titel dieses achtbaren Berufes Ehre einlegen. Man zieht ergriffen den Hut und dankt den Schülern, die einen großartigen, antiken Chorus gaben, man fühlte mit Antigone (Sarah Graf), die mit feinem Gestus und starker Stimme den Widerspruch zwischen selbstvergessener Macht und selbstbewusster Menschlichkeit heraus ziselerte, man lernte viel über Machtmissbrauch und das Recht zu zivilem Ungehorsam... Man? Siebzig Leute waren es, und denen, die in die Kirche gehen, braucht man selten zu predigen. Diese siebzig aber kamen doppelt und dreifach auf ihre Kosten. Was natürlich in erster Linie auch einer kleinen, engagierten Theatertruppe aus Nauen zu wünschen wäre.

Klondike bei Brennabors

Johann Manfred Kleber gab Finissage zu seinen Schriftbildern

Michael L. Hübner

Im Ganzen waren es um die 300 Besucher, die das exzentrische, Inichtsdestotrotz genialische Werk des Schalks Johann Manfred Kleber in der Brennabor-Halle bewunderten. Diese geheimnisvollen Schriftbilder, die ihre Buchstaben, aus denen sie bestehen, verschwimmen lassen, geschmeidig umeinander tänzeln, sich neu gruppieren und ganz neue Wesenheiten



Abb. 37 Johann Manfred Kleber und Adriane Porykys

kreieren – sie hätten weiß Gott mehr Anerkennung verdient und man darf sich sicher sein – sowohl in der Residenz als auch in der Hauptstadt hätten sie ihr Publikum gefunden. Dabei hatte sich der Künstler für die Finissage etwas ganz besonderes ausgedacht: Er ließ seine Gäste aus den über 1.000 mit seiner Kunst verzierten Bierdeckeln nach sechs ganz bestimmten Exemplaren fahnden. Das hört sich leicht an – war aber schwieriger als die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen zu finden. Adriane Porykys vom Brandenburger Theater machte das Rennen. Die Tochter eines Jägers, deren Blick in den wechselnden, lichtdurchfluteten Kulissen der Wälder geschärft und geschult wurde, kam, sah und siegte. Ja, hätte sie nur mehr Konkurrenz gehabt! Hätte Kleber einen Goldbarren ausgelobt, oder einen 55er Lincoln Continental Mark II! Dann wäre der Saal krachend voll gewesen. Dann hätten sie Kind und Kegel mitgeschleppt. Aber auch so durchwehte die Wenigen ein Hauch von Klondike. Goldgräberstimmung. Hatte wer ‚was, ließ er sich’s anmerken, schon stürmte der Rest zu der Tafel und graste mit

den Augen das Terrain ab. Der Preis waren genau die sechs zu suchenden Bierdeckel. Hört sich nicht so doll an? Was die meisten nicht ahnen werden: Irgendwann wird die Szene auf Klebers Kunst so richtig aufmerksam und dann, man kennt das, unvermeidlich – Sotheby's. Ja, und dann bekommt man für die sechs Bierdeckel einen Goldbarren oder wahlweise ein 47er Oldsmobile im Originalzustand. Und dann ist das Gejammer groß: „Wärum biste nich den Abend vonne Couch hochjekommen...!“ „Na, du hast doch nicht hinwegwollt!“ Ehekrach. Scheidung. Nicht bei der bezaubernden Hubertusjüngerin Adriane Porikys. Diese Brandenburger Artemis wird sich dann vor Heiratsanträgen kaum retten können. Kniefall im Park unterm Lindenbaum, Rosenstrauß: „Du, meine Einzige...!“ Aber der Glückliche, der sie heimführt, soll sich nicht zu früh freuen! Vor der Dame lässt sich nichts verstecken, kein heimlicher Liebesbrief, keine verstohlene SMS, kein noch so kleines Geheimnis. Sie findet alles. Ganz fix. Trotzdem. Man sollte doch öfter mal in der Brennabor-Halle vorbeischaun! Wer weiß, was man sonst noch alles verpasst. Und dann, im Nachhinein, ärgert man sich grün und blau. Ja, mein Lieber, zu spät. Zu spät.

Königliche Hoheit auf Talfahrt

Märkische Leselust stellt Thomas Mann am Tiefpunkt seines Schaffens vor

Kotofeij K. Bajun

War es einer dieser schwarzen Tage der Literaturgeschichte, es muss so 1906 gewesen sein, als Thomas Mann, Meister der Deutschen Sprache, in seinen Vorratsschrank blickte und siehe – der war leer? Genau wie das Mann'sche Konto. Frau Katia rief aus der Küche: „Thomas, ich brauche Wirtschaftsgeld! Wir können nicht ewig Papa anpumpen. Schreib was, irgendetwas, aber schreib!“ Aber dem Thomas wollte nichts rechtes einfallen. So etwas wie die Buddenbrooks schafft man nun mal nicht alle Tage. Das war nun fünf Jahre her, die Tantiemen waren aufgezehrt und vom Ruhm allein kann man keine Miete zahlen. Da schnürte Thomas Mann sein Bündel, schulterte die doppelläufige Gänsefeder, lud das Tintenfass und ging auf Wilderei aus. Schamlos plünderte er das Revier der acht Jahre älteren Hedwig Courth-Mahler, die das deutsche Volk nicht nur seit Jahren mit sentimentalem Schund und trivialem Kitsch quälte, sondern darüber hinaus einen Teil der daraus gewonnenen Gelder Jahre später der SS zuschanzte. Doch das ist eine andere Geschichte. Mann jedenfalls schrieb seinen Roman „Königliche Hoheit“, der ihm am Tage des Jüngsten Schriftstellergerichts noch böse auf die Füße fallen wird. Mit dieser dunklen, weitestgehend unbekanntem Seite des großen Thomas Mann machten das Brandenburger Publikum Hans-Jochen Röhrig, die Schauspielerin Marianna Linden, der Schauspieler Michael Schrodt und die Harfenistin Eva Curth im Rahmen der Reihe Märkische Leselust bekannt. Vierzig Gäste hörten im Foyer des Großen Hauses an der Grabenpromenade exquisite Vortragende zu einem Stück, was Mann der Öffentlichkeit gegenüber als „liebenswürdigen, parodistischen



Abb. 38 Marianna Linden verzaubert mit ihrem neuenglischen Dialekt, wenn sie die Imma Spoelmann gibt

„Lustspiel in Romanform“ bezeichnete. Selbst jedoch erkannte er in einem lichten Augenblick, dass dieses Märchen, das im Jahre 1909 an die deutschen Leser verteilt wurde, das Attribut „läppisch“ verdiene. Es ist tiefender Schmalz pur. Auch meisterlicher Gebrauch der Sprache konnte das Sujet nicht retten. Zumal sich der Autor nur allzu oft im Stil der Zeit in arabischen Schnörkeln verlor, die im Abstand von hundert Jahren skurril, gestelzt und lächerlich wirken. Leider versäumte es Mann, den einen, winzigen Schritt weiterzugehen und den Stoff von vornherein als Satire anzulegen. Er hätte Tucholskys „Träumereien an preußischen Kaminen“ gnadenlos Konkurrenz machen können. Unter diesen Umständen ist die Kunst der Lesenden nicht hoch genug zu loben. Ob es Frau Lindens herrlicher neuenglischer Dialekt ist, den sie abrief, wann immer sie die Imma Spoelmann gab. Ob es Hans-Jochen Röhrigs und Michael Schrodt's Gelspiel war, wenn sie den Albert zitierten. Voller mimischer Einsatz – ein guter Vorleser verlegt die Handlung in die Köpfe seiner Zuhörer, so wie der Dichter eines guten Haikus ganze Landschaften zu zaubern vermag. Der Kontrast zu einem Thomas Mann auf Abwegen wurde von der Harfenistin Eva Curth geliefert, die unter anderem mit Händels Harfenkonzert B-Dur das Werk eines Meisters präsentierte, der sich selbst treu geblieben war. Obwohl das Werk eine 65.000er Auflage erreichte, nach all den Gräfinnen, Hoheiten, Durchlauchtigkeiten und Exzellenzen, die der Feder oder der angestrengten wirtschaftlichen Situation Thomas Manns entsprangen, erscheint es nunmehr verständlich und nachvollziehbar, dass man sich 1919, zehn Jahre nach Erscheinen der „Königlichen Hoheit“ in Deutschland zur Abschaffung des Adels entschloss. Dank gebührt den Potsdamern um den wunderbaren Röhrig, dass sie uns mit dieser Märkischen Leselust vor fataler Nostalgie bewahrten!

Kultur – wie weiter?

Christian Kneisel empfing Hinrich Enderlein zum Podiumsgespräch

Kotofeij K. Bajun

Nicht nur das Land, auch die Stadt Brandenburg an der Havel verdanken ihm unendlich viel. Der Kultusminister a. D. Hinrich Enderlein weilt auf Einladung des Brandenburger Intendanten Christian Kneisel zu einem Podiumsgespräch an der Grabenpromenade. Wie gering das Bewusstsein der Bevölkerung dafür ausgeprägt ist, was dem Wirken des mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse geehrten Enderlein zu



Abb. 39

Hinrich Enderlein (li) und Intendant Christian Kneisel ziehen ihr Publikum über zwei Stunden in ihren Bann.

danken ist, schlug sich in der geringen Anzahl der Besucher nieder. Gerade mal drei Dutzend Menschen fanden den Weg zu diesem hochrangigen Kulturereignis. War doch der gebürtige Luckenwalder derjenige, der als Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur im ersten Kabinett Stolpe für die brandenburgische Hochschulreform verantwortlich zeichnete. Wollte Manfred Stolpe noch die nicht mehr zu haltenden Industriekerne der Mark revitalisieren, so setzte Enderlein massiv auf die Karte einer neu zu etablierenden Bildungslandschaft.

Diese erst, so erklärte er Christian Kneisel gegenüber, konnte die Grundvoraussetzung für die Erstarung eines die Wirtschaft tragenden Mittelstandes sein. Dass die westdeutsche Großindustrie an einer Erstarung des ostelbischen Wirtschaftsraumes mehrheitlich alles andere als interessiert gewesen sei und diesen bestenfalls als verlängerte Werkbank dulden würde, war schon damals absehbar. Es galt, entsprechend zu reagieren und vor allem denen ein attraktives Tätigkeitsumfeld zu schaffen, die hierbleiben und aufbauen wollten.

So verdankt ihm Brandenburg an der Havel seine Fachhochschule. Lukrative Bedingungen aber werden nicht nur durch eine hochmoderne Verkehrs- und Bildungsinfrastruktur geschaffen, sondern auch durch eine florierende Kulturszene. Es sei ihm hart angekommen, so Enderlein, mitzuerleben, wie seine Nachfolger aus Budgetgründen ein Schauspielorchester nach dem anderen abwickelten, ein Ensemble nach dem anderen in die Wüste schickten, ein Theater nach dem anderen schlossen. Freie Kulturgruppen, die sich aus DDR-Zeiten hinüber gerettet hatten, wurden plattgewalzt. Die Schornsteine mussten rauchen...!

Aber sie rauchten nicht und Christian Kneisel musste sich im Kreise anderer Intendanten und märkischen Kulturschaffenden anhören, dass man keineswegs auf sie angewiesen sei. Was Brandenburg an Kultur bräuchte, könnte Berlin mit der linken Gesäßhälfte abdecken. Es dauerte lange, bis man regierungsseitig begriff, dass Kultur vor Ort zu den knallharten Standortfaktoren, zu den ökonomischen Aktivposten zählt.

Enderlein steckte nicht auf und so arbeitet der 70jährige seither unermüdlich und ehrenamtlich als Vorsitzender des Brandenburgischen Kulturbundes, der brandenburgischen Landesverbände der Musikschulen, der Freien Theater und des Brandenburgischen Chorverbandes. Was er sich wünschen würde, wenn ihm die Gute Fee begegnete, fragte ihn Kneisel.

Da wäre schon was, antwortete ein ganz ernsthafter Enderlein: „Jeder Steuerbürger sollte die Gelegenheit eingeräumt bekommen, einen Teil

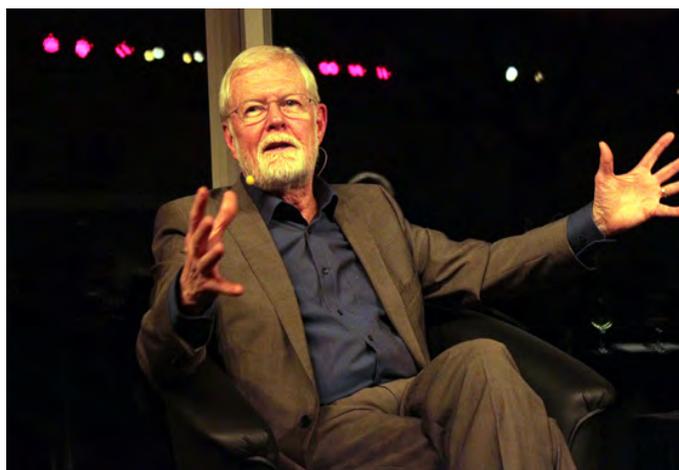


Abb. 40 Hinrich Enderlein versteht es nach wie vor, seine Zuhörer zu fesseln.

seiner Steuerschuld frei an kulturelle oder gesellschaftliche Projekte zu verfügen! Nicht nur die Kultur würde milliardenschwer profitieren. Diese Gelder selbst kämen über den Wirtschaftskreislauf dem Bürger selbst ganz unmittelbar wieder zugute.“ Nachdenkliches Schweigen..., dann – starker Applaus! Ein kluger Mann und ernstzunehmender Liberaler mit ebenso klugen Ideen. Man sollte solchen Leuten und ihren Ideen nur endlich auf breiter Front Beachtung schenken!

Leuchtender Schatten Goethes

Harald Arnold und Tanja Letz gestalteten erlesenen Eckermann-Abend



Abb. 41 Tanja Letz und Harald Arnold

Michael L. Hübner

Eckermann, Eckermann..., da war doch was...! Ach ja, richtig, Goethes Sekretär! Nein, schon falsch: Goethes Vertrauter, Freund und meisterhafter Bibliograph; der Mann, ohne den es heute mutmaßlich keinen „Faust – der Tragödie zweiter Teil“ gäbe. Vieles, was man über Goethe weiß, das stammt von ihm, von Goethes treuem und notorisch unterbezahltem Adlatus, dem 43 Jahre jüngeren Eckermann. Und wenn Deutschlands geistreichster Spötter, Heinrich Heine, einmal in seinem Leben irrte, dann in seiner Beurteilung Eckermanns, den er despektierlich den Papageien



Abb. 42 Tanja Letz, Bernd Keßler und Harald Arnold führen durch einen Abend mit Johann Peter Eckermann

des großen Weimarer nannte. Der aus bettelarmen Verhältnissen und aus Wunschen an der Ruhe stammende Dr. Johann Peter Eckermann hatte sich zielstrebig Bildung erworben und muss ein edler Charakter gewesen sein, denn Goethe mochte nicht nur Eckermanns Lyrik, er mochte den ganzen, feingeistigen und trotzdem so bescheidenen Mann, der ihn, den deutschen Dichterkönigen bedingungslos bewunderte.

Und er mochte ihn in seiner Nähe; ganz anders, als den unglücklichen Jakob Michael Reinhold Lenz, in dem das Genie wohl eine überragende Konkurrenz sah, in dem armen Schlucker, den er, der Patriziersohn aus Frankfurt, fallen ließ, bis Lenzen jung und verkannt eines tragischen Morgens in der Moskauer Gasse endete.

Dass dieser Eckermann aber trotz seiner beinahe kritiklosen Anbetung Goethes doch immenses Talent besaß, das ist unzweifelhaft seinen Werken zu entnehmen. Aus just denen las Harald Arnold in der Reihe des Brandenburger Theaters „Im Kreuzgang zu St. Pauli“. Harald Arnold – das ist ein Schauspieler, bei dem man zu Hause den Hut von der Garderobe langt, nur um ihn vor diesem Manne ziehen zu können.

Und wenn es der Enthusiasmus des Moments hergibt, dann kann man das gute Stück auch getrost in die Luft werfen. Harald Arnold... das ist einer, der hat verstanden, dass die deutsche Sprache eigentlich eine Silbermannorgel mit dreihunderttausend Pfeifen ist, und er kennt die Partituren derer, die dieses kostbare Instrument mit allen Registern zu spielen verstanden. Da setzt sich der Sprachorganist Arnold auf sein Stühlchen, bläst den Staub von der Klaviatur und dann – dann erweckt er eine Welt zum Leben, eine Welt, wie sie längst untergegangen scheint.

Er leiht dem Eckermann die Stimme und – die Muttersprache erblüht wie eine bunt gefleckte Blumenwiese im Juni. Fein und kapriziös ist diese Sprache, voller zarter Tremoli und abgerundet und weich und doch so unendlich ausdrucksstark.

Und wenn Harald Arnold eine Pause macht, dann nickt er einer jungen Dame zu, einer Berliner, die an der Harfe sitzt und deren zarte Finger in die Saiten ihres Instruments greifen und ihm schmelzende Töne voller Zauber und Magie entlocken. Diese Dame ist – Jana Boušková...? Nein, aber sie könnte es problemlos sein und wenn die Prager Symphoniker eines Tages feststellen sollten, dass ihnen Frau Boušková abhanden gekommen ist, dann können sie in Berlin bei Tanja Letz anklingeln.

Genauso brillant, genauso schön, genauso liebenswert. Tanja Letz scheint einem Traum entsprungen, man geht auf sie zu, grüßt artig und sagt: „Gute Fee, schön, dass wir uns mal begegnen. Also, meine drei Wünsche wären...“ Und wenn einer dieser Wünsche lauten sollte: „Spiel mir etwas Wunderbares auf der Harfe!“, dann wird sie diesen Wunsch sogar erfüllen. Tanja Letz zuzuhören heißt zu verstehen, dass die Suche der Konquistadoren nach dem irdischen Paradies zwangsläufig vergebens gewesen sein musste.

Denn dieses Paradies ist dort, wo man als Kind dieser Mutter abends von ihr in den Schlaf gespielt wird, mit einer Musik wie ein plätschernder Gebirgsbach, voller Anmut, voller Grazie, auf einer Harfe aus dem Reich der Elfen. Wenn dieser Abend um den Goethe-Freund Eckermann eines bewies, dann dieses: Wer auf der Suche nach apartem Ambiente ist, der braucht nicht bis zum Waldorf-Astoria zu reisen. Eine Nacht dort ist aufgesetzter, gestelzter, ebenso teurer wie überflüssiger Luxus. Ein Abend im Dominikanerkloster mit Eckermann, Harald Arnold und Tanja Letz aber – das ist wahrhaft exklusiv!

Mit Schlagzeug und Trompeten

legendäre Brandenburger Band Patchwork spielte in Klein Kreuz

Michael L. Hübner

Stellt sich die Informationsabteilung am Heiligen Stuhl geschickt an, so kann sie dem Papst einen Etappensieg der Gegenreformation nördlich der Alpen vermelden: Das protestantische Dorfkirchlein von Klein Kreuz, ausgelegt für vielleicht 120 Gottesdienstbesucher, barst aus allen Nähten. Gezählte 180 Leute von 1 bis 80, Männer, Frauen, Christen bis hin zu Ordensschwestern, Heiden, Atheisten... alles, alles fand sich in dem Gotteshaus, das zum Sprengel von Dompfarrer André Wiethölder gehört. Doch nicht der rührige Domgeistliche stand auf der Kanzel und predigte, Luther war auch nicht zu Besuch – nein, sechs katholische Jungs



Abb. 43

brachten vor dem Altar die 145 Jahre alte Kirche an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Dabei waren die sechs keine Wanderprediger, Wandertäter, Reliquienverkäufer – alles, was sie im Gepäck hatten, waren ihre Instrumente und – ihren niegelagerten Verstärker. Den konnten sie sich kaufen, weil sie im letzten September vor Seiner Heiligkeit in Berlin spielen durften, die Gage wurde flugs investiert – aber an diesem Punkt begehrte der Allmächtige Vater Luthers doch noch einmal gegen sein katholisches Alter ego auf: So ganz kampflos wollte er die reformierte Bastion denn doch nicht dem alten Glauben überlassen. Es knarrte und knirschte und polterte aus den Lautsprechern, was den Frontmann der legendären Brandenburger Kultband „Patchwork“, Christoph Kießig, anfangs etwas irritierte. Doch Christoph wäre nicht Werner Kießigs Junge, hätte er sich nicht zu helfen



Abb. 44

gewusst: Kurzerhand spannte er die anwesenden 180 Besucher ins Programm ein – und die gingen mit! Ein ganzes Kirchenschiff intonierte plötzlich aus dem Stegreif einen blitzsauberen Kanon, der jedem Volkschor Ehre gemacht hätte. Da, Heiliger Vater, da haste Dein Wunder! Die Patchworker um Werner Kießigs Söhne Claudius, Christoph und Clemens, Andreas Schalinski, sowie Frank und Raymund Menzel erwärmten die Herzen ihrer treuen Fans mit vielen bekannten Titeln.

Das Publikum sang mit. Und was da gesungen und gespielt wurde, war kein Blablabla und Tralala – das hatte den gewohnten emotionalen und intellektuellen Tiefgang wie in den alten Tagen des Wichernhauses, als die FDJ keine Sonne gegen diese Barden des Herrn sah. Claudius spielte sein Akkordeon, Christoph das Saxophon und wenn die Patchworker nicht aufpassen und Roman Baran mal ausfällt, dann greift sich Laurie Anderson den Claudius und Supertramp saugt Christoph mitsamt seinem Saxophon ab. Auch Andreas ist kein so ganz sicherer Kantonist mehr, seit er Proben davon gab, in welcher schwindelerregende Höhen er seine Stimme hinaufschrauben kann: Jochen Kowalski aus Nauen geht in den Ruhestand – die Stelle eines Counter-Tenors von Format wird vakant.

An den Ruhestand denken die Patchworker indes noch lange nicht - „Es ist keine Ente, wir spielen bis zur Rockerrente“, sang einst eine andere Truppe. Stones, Puhdys, Keimzeit und eben...Patchwork! Sie sind halt Musiker, sie haben's drauf und sie sind so kraft- und saftvoll wie am ersten Tag! Lieber Pfarrer, Wiethölter, keine Bange wegen der gegenreformatorischen Missionierung, Sie waren ja dabei: Die Jungs spielten Country, Folk, jazziges, Blues – ach was, alles mögliche eben, nur keine lateinische Liturgie! Die Besucher verließen das Kirchlein von Klein Kreuz (kommt übrigens nicht vom deutschen „Kreuz“, Christoph, sondern vom wendischen „kruša“, die Birne; brauchst Du also bei Deiner nächsten polyglotten Begrüßungsansprache nicht zu übersetzen!), wie sie gekommen waren: als Protestanten, Katholiken, Heiden, Atheisten – nur eben etwas glücklicher.

Nur Bares ist Wahres...

zum geplanten Entree der preußischen Schlösser und Gärten

J.-F. S. Lemarcou

Ein Park in Schuss zu halten, das kostet. Wenn ihn Tausende und Abertausende täglich gedankenlos durchlatschen, einfach, weil sie's können, dann wird die Landschaftspflege eines solchen gärtnerischen Großobjekts noch mal doppelt so teuer. Die Parks der Stiftungen Preußischer Kulturbesitz und Preußische Schlösser und Gärten standen bislang allen Bürgern zur kostenfreien Nutzung offen. Die Stiftungen selbst hatten alle Mühe, die jährlichen Gelder für den Unterhalt der ihr anvertrauten Flächen und Gebäude zusammenzukratzen. In den Zeiten angespannter wirtschaftlicher Lagen geriet diese Akquise beinahe zu einer Aufgabe, würdig eines Sisyphus. Die Leute selbst, die ja Hauptnutznießer dieser Anlagen waren, dankten dieses Engagement nur in bescheidenem Umfang. Die alte Volksweisheit, dass jenes, was nichts kostet, auch nichts wert sein könne, schlug sich in der Art und Weise wieder, wie man mit dem Kulturgut Park umging. Der Park Sanssouci zu Potsdam beispielsweise war öffentlicher Raum, wurde als öffentlicher Raum wahrgenommen und wurde auch entsprechend fahrlässig von der überwiegenden Mehrzahl seiner einheimischen Nutzer behandelt. Bestenfalls den Touristen ging noch das Besondere, das Kostbare, das Einzigartige dieses Weltkulturerbes auf.

Für die Potsdamer war das Gelände Teil des Alltags. Man radelte hindurch, man fläzte sich auf den Wiesen herum, man schnipste die Kippen auf die Wege, Kinder scheuchten die Enten und selten genug trugen sich die Besucher der Würde des Ortes angemessen. Der Lächerlichkeit gab sich schon preis, wer sich für den Park in den Sonntagsstaat warf.

Nun will die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten handeln. Ab 2013 wird Eintritt erhoben. Die Diskussion um dieses Vorhaben ist bereits in aller Schärfe entbrannt. Wird es sich rechnen, fragen die einen. Der Einwand ist nicht von der Hand zu weisen. Es müssen Kontrollhäuschen eingerichtet werden oder automatische Schleusen. Stattet man diese aber nicht mit entsprechendem Personal aus, dann werden Uneinsichtige über die Zäune steigen, respektive die Gitter zerstören, um sich Schlupflöcher zu schaffen. Neben den anfallenden Reparatur- und Sicherungskosten wäre dann aber Personal wiederum nicht verzichtbar. Da müsste am Zaun patrouilliert werden, da müssten die Entree-Billetts der Parkbesucher kontrolliert werden – und wie die sich erst freuen würden, alle hundert Meter auf ihre Eintrittskarten angesprochen zu werden. Zwei bis drei Euro plant die Park- und Schlösserverwaltung pro Nase einzunehmen. Dem Touristenzustrom wird es sicherlich kaum schaden – aber die Zahl der einheimischen Gäste



Abb. 45 Das stolze Autorenkollektiv im Hof der Galerie Sonnensegel

wird in sich zusammenquakken. Bestenfalls, so steht zu befürchten, wird die Bilanz ein leichtes Defizit aufweisen. Hierorts ist man sich noch nicht recht klar darüber, ob die Sache nun begrüßens- oder beklagenswert ist. Doch ein paar Gewinner stehen bereits fest: Es sind die Bäume, Sträucher, Skulpturen, die Wiesen und – die Enten! Denen sei's gegönnt!

Pfeilgiftfrosch bei Sonnenseglern

Brandenburger Kunstschule debütiert mit Kinder-Kunstabuch

Michael L. Hübner

Ein zehnjähriger Junge, ein zwölfjähriges Mädchen legt Mama und Papa, Oma und Opa ein Buch auf den Tisch und sagt: „Schaut mal rein, wer's geschrieben hat!“ Und dann schlägt die Familie das Büchlein andächtig auf und da steht – der Name des Sohnes oder der Name der Enkelin. Und es ist nicht irgendein Buch, rasch dahingeschrieben etwa, durch einen Verlag gejagt und dann liegt's in der Grabbelkiste des Discounters, nein, es ist ein Kunstbuch aus Kinderhand, geringe Auflage, so richtig wertvoll. Auf der Leipziger Buchmesse wurde es sogar vorgestellt, Donnerwetter! „Ricardo

rettet den Regenwald“, heißt es und beschreibt die Geschichte eines kleinen Pfeilgift-Frosches, der sein Habitat vor raubgierigen Zweibeinern schützen will. Geschaffen wurde es in zwei Jahren von neun Jungens und Mädchen und fünf Seniorinnen in der Galerie Sonnensegel. Sie wollten etwas zum Thema „Utopia“ machen, sagt Moritz Hahnebeck.

Was das aber sei, das wussten sie zu Beginn alle nicht so recht. Also bestand kaum die Gefahr eines Plagiats von Thomas Morus' legendärem, gleichnamigen Hauptwerk. Nein, ihre Utopia ist eine ziemlich reale Welt der Zukunft, eine Welt, die vom Menschen systematisch zerstört wird. Sie schrieben, entwickelten ihre eigenen Schriftbilder, die Kinder jeden Mittwoch, die Damen der Seniorengruppe jeden Dienstag. Man korrespondierte anfangs ohne sich zu begegnen. Die Jungautoren schufen auch die ganzseitigen Illustrationen, jeder Teilnehmer bekam sein eigenen Buchabschnitt zugewiesen. Alles zusammen – Kunst pur! Die linken Seiten des Buches sind im semitransparenten Siebdruckverfahren hergestellt, die rechten Seiten bestehen aus Linolschnitten, der Text steht mittenmang. Günther Bolle, ehrenamtlicher Drucker im benachbarten Druck-Laden, erklärt das komplizierte Verfahren. Herausgekommen ist eine kreative kleine Geschichte auf 52 Seiten, deren 50 Messeexemplare sich am Leipziger Stand des Verlegers Mückenschwein verkaufte wie warme Semmeln. Für die Stralsunder Verleger war das Werk übrigens ebenfalls eine Premiere: Das erste Kunstbuch aus Kinderhand!

300 Exemplare umfasst die Erstausgabe, die für 19,85 Euro deutschlandweit bei jedem Buchhändler zu ordern ist. „Nur bei Amazon gibt es das Buch nicht...“, erklärt Projektleiterin Martina Stein, „...Verlags-Credo eben.“ Im Rahmen des Projektes reisten die Kinder viel umher, so nach Leipzig und auch nach Stralsund zu ihrem Verleger. „Anliegen des Projektes sei es auch gewesen, die jungen Buchgestalter mit jedwedem Arbeitsprozess auf dem Weg zum verkaufsfähigen Exemplar bekannt zu machen“, so Stein weiter. Das eigene Werk im Bücherschrank – das ist etwas fürs Selbstbewusstsein. Diese Kinder haben Sinnvolles, Produktives, Kreatives mit ihrer Zeit angefangen. Nur die Frage PreußenSpiegels, ob sich denn aufgrund der Erfahrungen der letzten beiden Jahre irgendjemand aus der Truppe inspiriert fühlt, sich später einmal in diesem Gewerbe beruflich umzutun, gab es kein einziges „Jawoll!“ Macht nichts. Allein die Teilnahme an diesem Projekt ist eine Sache, auf die man nicht nur selbst stolz sein kann, sondern dieses schöne Gefühl auch gleich Mama und Papa, Oma und Opa schenkt.

Schwierige Suche nach der Wahrheit

Literatur-Erzengel Günter stürzt in die Tiefen des Schoel

Kotofeij K. Bajun

Von vielen Seilen kräftig gezogen, beginnt der Koloss zu wanken. Er neigt sich und dann – dann stürzt das gewaltige Monument in seinen Fugen ächzend dem Erdboden entgegen. Hart ist der Aufschlag, das Eisen bricht. Hilfe heischend scheint es den Arm in jenen Himmel zu recken, in welchen hinein es einst Millionen lesender Zeitgenossen den Weg in die Zukunft gewiesen. Und die, welche noch vor wenigen Tagen im Schatten dieses Denkmals rasteten, Blumen niederlegten und verstohlen zärtliches Gewisper tauschten – die treten nun nach dem gefällten Abbild, heißen den einen Schurken, den die wenigsten im Leben selbst gesehen. Wer liegt nun da? Wessen Antlitz ruht im Staub, den es im Sturze aufgewirbelt? Ist es Lenin, Stalin, Jagoda? Ist es Mao oder der verrückte Hussein? Nein, um jene gefährlichen Narren würde sich der Preußische Landbote kaum

melancholisch machen. Denn diese waren Männer, deren Denkmäler sich um blutiger Taten willen, verherrlicht in einem Strom nicht enden wollender Lügen und Halbwahrheiten, in ewig gleichen Posen über die Menschen erhoben. Hier aber stand einer, dessen Stirne umkränzt war vom Lorbeer des Literaturnobelpreises. Nicht mit Waffen, sondern mit der Macht der geistreich gesetzten Worte hatte dieser Mann die gebildete Welt einst in den Bann geschlagen. ...uns auch! Dann begegneten wir einander und fanden beide, es sei gut und richtig, wenn es bei dieser einzigen Begegnung bliebe. Nach dem Wenigen, was wir voneinander wussten, enttäuschte uns der Anblick des Gegenübers, den wir uns in unseren Köpfen so ganz anders skizziert hatten. Hier nun liegt das Monument des Günter Grass, des würdigen Greises markantes und ehernes Gesicht gedrückt in den Uferschlamm von Mütterchen Trave. „Nun freue dich Landbote, denn der allmächtige Vater Israels hat wieder einmal nach seinen Worten gehandelt und einen bornierten Mächtigen vor Deinen Augen zu Fall gebracht...! WER...?! Wer hat uns da soeben diese bodenlose Frechheit zugerufen?

Wer unterstellt uns solche billige Infamie? Zum Teufel! Niemand freut sich in diesem Hause an dem späten wie höchst überflüssigen Fall eines Mannes, zu dem uns zwar die Sympathie, vor dem und dessen Werk uns aber nie der tiefe Respekt abhanden kam. Statt dessen herrschte noch Tage nach dem Sturm in der Redaktion betretene Stille. Töricht wird sein Gedicht gescholten, das er jüngst vor der Welt zum Vortrage brachte. Für töricht halten auch wir es – in der Tat. Doch über welche Zeilen soll das Verdikt gesprochen sein? Irrte er, als er – als Freund wohlverstanden – dem Judenstaat die Szenarien vorrechnete, die ein Atomschlag in dieser Region nach sich ziehen könnte? Nein, mit keinem Worte. Irrte er, als er sagte, die persische Atombombe sei unbewiesen, jene der Juden aber schon? Nein, mit keinem Worte. Irrte er, als er die als Wiedergutmachung verbrämte und einzig von Profit- und Geldgier getragene Heuchelei des deutschen Staates an den Pranger stellte, dessen Vorgänger ihn einst die schrecklichste Uniform zu tragen hieß, welche der Menschheit ewig grauenvoll im Gedächtnis brennen wird? Nein, mit keinem Worte.

Ja, worin irrt er dann? Denn, dass dieser Günter Grass einen fundamentalen Fehler beging, scheint klar wie der lichte Tag! Vielleicht ist ihm vorzuwerfen, dass er, der ehemalige Kämpfer der Waffen-SS, den Umstand missachtete, für die nächsten Äonen das Recht verwirkt zu haben, an denen israelischen Juden Kritik zu üben. Sein nach unserem Empfinden weniger als anspruchsvolle Lyrik zu bezeichnendes Gedicht aus der Feder eines dänischen oder holländischen Dichters hätte kaum für eine Furore gegolten, die über den Tag hinausgegangen wäre. Man hätte es zweifelsohne als den kalten Drusch sattsam bekannter Allgemeinposten abgetan. Und dass er sich seiner Vergangenheit wohl bewusst ist, belegt die Zeile 37 sattsam und keinen böswilligen Widerspruch duldend.

Ist er ein Antisemit? Diese Keule möge wuchtig auf die Füße derer fallen, die sie dumm und ignorant schwingen! Schon in der Blechtrommel wies Günter Grass überzeugend nach, wie er es mit denen Juden hält. Sie hatten einen guten Freund und Fürsprecher in Grassens Günter. Diesen Zug in sich bewahrte er – in der Zeile 40 steht es schwarz auf weiß: „... dem Land Israel, dem ich verbunden bin und bleiben will...“. Das klingt ehrlich. Das ist nicht angreifbar! Was also lässt die Welt aufjaulen? Was veranlasst die Israelis, so überzogen zu reagieren und den Alten von Langfuhr ihrer Pforte zu verweisen? Worin besteht die Torheit des sonst so klugen Grass? Nach unserem Dafürhalten in zwei Dingen: Zum ersten: Freund hin oder her – kein Deutscher hat je wieder das Maul aufzumachen, was das Heilige Land betrifft, er habe denn recht oder nicht. Fordert das von den Teutonen kritiklose Nibelungentreue zu ihren jüdischen Brüdern und Schwestern? Ja, ja und tausendmal ja! Fünf Millionen tote Juden sind eine unfassbare

Dimension, die andere Gesetze deklariert, als sie sonst auf Erden herrschen mögen. Auch die anderen Nationen haben kluge Köpfe. Möge man diese, wenn man glaubt, sie artikulierten sich nicht deutlich genug, bitten, den eigenen Gedanken diskret in Tel Aviv vorzutragen und zu übermitteln. Diskret! Diskret! Diskret! Nach außen hin passe kein Blatt Papier zwischen eine Eiche und den Jordan. Die gravierendste Dummheit aber scheint uns darin zu bestehen, dass er, der Grass, dieser große Anatom der menschlichen Seele und ihrer Schwächen, so völlig verkannt zu haben scheint, an wen er da adressierte. Ja, ist denn der Mann auf seine alten Tage mit völliger Blindheit geschlagen oder vernebelt ihm der Rauch seiner ewigen Pfeife den unverstellten Blick auf seine Pappenheimer?

Für wen hält dieser Günter Grass seine Deutschen? Nach all seinen Erfahrungen? Nach all dem Erlebten? Für ein Volk von tiefgründigen, feinsinnig gebildeten Analytisten frommer, philanthropischer Denkart, frei von den Versuchungen hastig gefällter Vorurteile zugunsten des politischen Tagesgeschäfts? Da entblößt er für alle sich opfernd die Brust und erwartet allen Ernstes, es fände sich niemand zum feigen und gnadenlosen Schusse bereit? Die Deutschen wollen keinen belehrenden Zeigefinger. Dazu sind sie viel zu klein und zu unreif. Zumal sich dieser Zeigefinger vor wenigen Jahren erst durch eigene Fahrlässigkeit selbst erheblich verletzte. Nun wittern die Feinde Morgenluft. Jetzt können sie mit dem raschen Hieb des Scharfrichterbeils abtrennen, was sie seit langem stört. Ein für alle mal.

Und die Juden? Dünnhäutig sind sie – wer will es ihnen verdenken nach Auschwitz, Nasser und den Hasstriden des Verrückten von Teheran?! Das grenzt schon an Paranoia. Doch erklärbar ist es immerhin. Und es ist immer dasselbe. Sei es mit den Satanischen Versen, die kaum je ein Muselman las, sei es mit den Karikaturen des Propheten, welche die wenigsten Gläubigen je sahen: Der Mob tobt, wie ihm von höherer, von vermutet „verständiger“ Stelle geheißt. So denn auch hier. Was ist mit dem Wahrheitsgehalt dessen, was Grass zum Vortrage bringt? Interessiert nicht. Wie steht es um den ehrenhaften und von keiner noch so winzigen Boshaftigkeit gezeichneten Impetus? Ist wurscht! Es gilt, eine Eiche zu stürzen!

Da wird zum Hallali geblasen und die Parforcejagd eröffnet. Die Gelegenheit ist günstig, da der überragende Baum schon seit geraumer Zeit an den Wurzeln zu schwächeln beginnt. Armer alter Grass! Dass das Alter vor Torheit nicht schützt, zumal wenn es von heillosem Hochmut begleitet wird, das musstest Du jetzt traurig erfahren. Wir saßen einst am Tische Stefan Heyms in seinem Häuschen am Rabindranath-Tagore-Weg. Wir schreiben uns mit dem großen Loest. Auch diese beiden sind respektable Vertreter deutscher Dichtkunst Sie stiegen nicht ganz so vermessen hoch wie Du, Du Dädalus von Danzig. Doch kann man ihre Monumente nicht zu Fall bringen – weil sie es nie zuließen, dass um ihre Persönlichkeiten je welche errichtet wurden. Nun wird zu hoffen bleiben, dass der schwer drückende Lorbeer von Stockholm und das an ihn geheftete, epochale Gesamtwerk nicht unter den Trümmern begraben werden – unter den Trümmern eines lebendigen Denkmals größter deutsche Nachkriegsprosa.

Dem Preußischen Landboten ist jede Häme fremd. Wir würden Dir aufzuhelfen suchen, Günter Grass, wenn wir das könnten, Du seist uns gleich als Mensch fremd geworden. Doch dazu sind wir zu unbedeutend. Wisse aber, dass wir nicht nach Deinem Denkmal treten werden. Im Gegenteil, sollte an seinem Sockel eine Blume sich finden, so könnte es sein, dass wir sie dort hinlegen. Denn über jeden Graben gegenseitiger Animositäten hinweg haben wir verstanden, was Deines Herzens Anliegen gewesen. Und – wir unterschreiben längst nicht alles, was Du verlautbaren lässt. Fändest Du aber kein Blatt mehr, dass Deine Worte veröffentlicht – wir wollten es tun. Denn hier steht das freie, das demokratische Preußen! In unserer Redaktion stehen

die Büsten unserer Väter Heine und Tucholsky, beide Söhne aus dem Hause Davids. Gemessen und gewogen wird hier mit dem Herzen, dem Verstand und dem Willen zuzuhören. Ungerechtigkeit und dümmlich-polemischer Gebell sollen Dir von hier aus nicht widerfahren!

Tauben vergiften zum Buffet

Tom Quaa und Anna Böhm verzaubern das kulturaffine Brandenburg

Kotofej K. Bajun

Österreich hat ihn nie so recht leiden mögen, den Georg Kreisler. Ihn dagegen in Preußen zu lieben, ist schon beinahe Staatsraison. Was Wunder! Sang er er doch nicht: „Was wäre Berlin ohne die Berliner...“ Wien bekam stattdessen sein Fett weg, die k.u.k.



Abb. 47

Lust“ nicht mehr abkaufen wollte. Für Kreisler aber kam Tom Quaa aus Dresden.

Welche der anwesenden Damen beim Hereinschweben dieses Tom Quaa nicht augenblicklich ihr Herz an diesen letzten Gentleman in seinem angegossenen Frack, dem dünnen Oberlippenbart, der Schmalzlocke, der gut sitzenden Fliege und dem eleganten Spazierstock verlor, die hatte es wohl versehentlich mit dem Mantel an der Garderobe abgegeben. Quaa, das Multitalent, machte im perfekten Zusammenspiel mit



Abb. 46 An diesem Tom Quaa klebte die beliebten Augen der Damenwelt.

Tauben wollte der Kreisler Georg vergiften im Park. Und so gab sich denn die Auftaktveranstaltung zum neuen Brandenburger Kulturformat der Oberklasse „Kultur im Kloster“ den Namen dieses berühmtesten Kreisler-Titels und füllte damit die Lüttkirche zu St. Pauli schon mal zur Hälfte. Die anderen kamen mutmaßlich, um IHN zu hören! Denn ER gab sich in Brandenburg an der Havel persönlich die Ehre. Kreisler? Nein, der leider nicht. Der überragende Kabarettist war umstände halber verhindert, nachdem ihm der Sensenmann im letzten November das „I hob ka



Abb. 48



Abb. 49

seiner bezaubernden und technisch brillanten Partnerin Anna Böhm am Bechstein-Flügel Kreislern wieder lebendig. Das ist alles andere als einfach. Denn Kreisler hatte die Latte sehr, sehr hoch gehalten. Der unnachahmliche jüdische Schalk in einem vor Wortwitz funkelnenden Feuerwerk der deutschen Sprache, der rabenschwarze, beißende und zupackende, ebenso derbe wie gleichzeitig sublimen Humor und vor allem die furiose Mimik... Just Letzteres nötigte dem Kritiker neben der sportlichen Leistung eines durchtrainierten Tom Quaas die höchste Achtung ab.

Denn man könnte die Stücke Kreislers auch mit stoischer, unbewegter Mine interpretieren und hätte einen nicht minder komischen Effekt. Die Comedian Harmonists haben's teilweise vorgemacht. Entscheidet man sich aber für die mimische Variante, dann ist der ganze Künstler gefordert. Das ist ein Seiltanz, eine Gratwanderung, ständig bedroht von grimassierender, alberner Kasperlei. Ein Quaas aber tanzt auf diesem Seil mit nahezu schlafwandlerischer Stilsicherheit. Und die Anna Böhm am Flügel nahm sein Mienenspiel auf, traf punktgenau den Einsatz, passte alle Höhen und Tiefen dem Ausdruck Quaasens an, Andante, Piano, Fortissimo – wie's gerad' opportun war. Ohne diese Tastenfee wäre gar nichts gegangen. Zu verdanken hatte Brandenburg an der Havel dieses Kulturereignis der Nobel-Klasse der rührigen Brandenburger Kulturikone, dem Weinhändler Michael Treffehn, der Quaas eines Tages in Dresden sah und ihn hernach ungeniert ansprach. Was daraus wurde, war für ein paar Stunden Wiener Kaffeehaus in



Abb. 50

der Leutkirche auf authentischem, hundert Jahre altem Kirchengestühl von St. Katharinen. Treffehn bot seine erstklassigen Weine, Michael Zemlin vom Inspektorenhaus verwöhnte seine Gäste mit einem göttlichen Buffet – wer an diesem Abend den Weg nach St. Pauli fand, der konnte sich das Billett

nach Berlin oder in die Residenz sparen: Die Hochkultur hat am Stadtkanal Platz genommen. Nur die rekonstruierte Architektur der einst schwer in Mitleidenschaft gezogenen Klosterkirche goss etwas Essig in den Wein: Nachbesserungsbedarf erheischt die Akustik.

Wiener Kaffeehaus in der Leutkirche – die alten Dominikaner hätten gestaunt, was alles möglich ist! Seit der Krieg der Leutkirche Dach und Gewölbe nahm, verliert sich in den westlichen Bereichen des Sakralgebäudes die Sprache des Vortragenden, die Töne überlagern sich echohaft, der freie Dachraum schluckt zuviel. Bei den nächsten Veranstaltungen dieser Art wird bereits über Akustiksegel nachgedacht. Dann aber ist die Chur- und Hauptstadt um ein zugkräftiges Kulturformat reicher und wollen doch mal sehen, ob dann nicht sogar die Hauptstädter und die Potsdamer eine Fahrkarte in die Havelmetropole lösen, wenn der geschmackvoll geplante Abend Erinnerungswert erhalten soll. Tom Quaas kommt auf jeden Fall wieder. Hat er fest versprochen. In der Domstadt sind Kreisler, Quaas und die berückend hübsche Anna Böhm jedenfalls stets willkommen! Mitten im Publikum war Quaas präsent – nur die Akustik streikte im Kirchenschiff!



Abb. 51 Gerhard Weihe, Rolf Staupe und Eva Sänger am 6. Dezember 2012 im Kreuzgang zu St. Pauli

Tucho im Kreuzgang

Rolf Staupe las Werke von Kurt Tucholsky

Michael L. Hübner

Der Heilige Kurt ist der Schutzpatron des anspruchsvollen Journalismus auf höchstem Niveau. Als er noch lebte, war er ein promovierter Rechtsanwalt. Vor allem aber war er ein Anwalt der Menschlichkeit – mit scharfem Verstand und noch schärferer Feder, gnadenlos und doch voller Güte, hart und doch gleichzeitig butterweich. Ein grandioser Beobachter, ein hervorragender Analyst dessen, was er sah. Ein Spötter von dem Format eines Lukian und Heinrich Heine. Dr. Kurt Tucholsky, der Vater der geistreichen politischen Satire war in Brandenburg zu Gast. Siebenundsiebzig Jahre nach seinem Tod füllte er den Kreuzgang von Sankt Pauli. Er bediente sich der Stimme und Gestik des Brandenburger Schauspielers Rolf Staupe, der sich Texte von Tucho für seine Lesung erkoren hatte. Ach, was war „Rheinsberg“ so schön – wer gebraucht nicht des Öfteren das geflügelte Wort, man wolle „die Seele baumeln lassen“. Wer hat's erdacht? Tucholsky! Wieviel junge Leute liebten hernach wirklich „vom Blatt“, wie er es vorausgesehen hatte! Aber der kleine Dicke aus Berlin, der mit seiner Schreibmaschine versucht hatte sich der Mikrobe der menschlichen Dummheit entgegen zu stemmen und einen Krieg aufzuhalten, wie Erich Kästner urteilte, der konnte auch

anders. Wo er die Oberflächlichkeit und geistige Rasenlatscherei erblickte, da schlug er zu – unbarmherzig. Und Stauda trug das vor. Und der Kreuzgang barst schier und zeigte mit 85 Besuchern einen rekordverdächtigen Ansturm. Sie lachten, sie hörten andächtig – des Meisters Worte ziehen ein dreiviertel Jahrhundert noch immer die in den Bann, die hören wollen und das Verstehen suchen. Stauda führte die sprachlichen Bilder Tucholskys vor wie ein verliebter Galerist, mit Verve, mit Gestik, mit Prononcierung und Melodie in der Stimme. Ausgewählt hat er aus dem 5.000 Werke umfassenden Opus die Stücke, die auch nach über achtzig Jahren einen ungebrochenen Bezug zur Aktualität besitzen. Das, was Tucholsky damals schrieb, das gilt, das passiert heute so wie damals, hier, vor deinen Füßen, gleich um die Ecke und – in deinem Spiegel. Man lernt über den anderen viel, und wenn man nur will, über sich selbst noch mehr. Denn der Mann war ein Kyniker – Sie lesen richtig – kein Zyniker in dem mittlerweile negativ konnotierten Sinn.

Er biss nicht um zu verletzen, sondern um zu helfen. Das vom Leseputz herunter eins zu eins übersetzen zu wollen, ist eine große Herausforderung. Stauda stellte sich ihr und gewann. Das Publikum dankte es ihm und es dankte der feinfühlig musikalischen Begleitung durch Gerhard Weihe am Klavier und Eva Sänger mit ihrer zauberhaften Geige. Auch die beiden Musiker fanden einen schlafwandlerischen Zugang zu der Zeit Tucholskys – teilweise mit eigenen Kompositionen Weihes. Der routinierte Pianist hatte ein stetes Lächeln auf dem Gesicht, während er seinen Fingern zusah, wie diese – scheinbar völlig autark – über die Klaviatur tanzten. Tucholsky war anwesend, ganz sicher. Die Nazis, die sein Leben ruinierten, hatten an diesem Abend ein weiteres Mal verloren. Denn der 1933 Ausgebürgerte war da, war in Brandenburg an der Havel, war im Kreuzgang von Sankt Pauli. Im Jahr seiner Ausbürgerung schrieb er, er wolle „erst amal das Maul halten. Gegen einen Ozean pfeift man nicht an.“ Der braune Ozean ist zu einem Rinnsal eingetrocknet. Aber das Pfeifen des Mannes Tucholsky ist noch immer laut und deutlich zu hören. Es füllt noch immer die Säle. Das ist es, was Mut macht.

Unterwegs mit einem Fürsten

Ganz falscher Woldemar führt Besuchergruppen durchs finstere Brandenburg

Kotofej K. Bajun

Die märkische Geschichte kennt drei Markgrafen des Namens Woldemar, die den Anspruch erheben können, die jeweils letzten Vertreter des Hauses Askanien zu sein. Da wäre Woldemar der Große, der starb 1319. Gefolgt wurde er von Woldemar dem Falschen, mit bürgerlichem Namen Jacob Rehbock, der ein gelernter Mühlenknappe war - der starb 1356. Und schlussendlich ist da Woldemar der ganz Falsche, mit bürgerlichem Namen Dr. Christian Heise, der sich als Chemiker durchs Leben schlägt.

Und weil Letztgenannter den Stein der Weisen noch immer nicht gefunden hat, macht er nebenbei in Stadtführungen der besonderen



Abb. 52



Abb. 53



Abb. 54



Abb. 55



Abb. 56

Art: „Hoch und Heilig“ nennt er sie und unterstützt wird er durch sechs Getreue, die als Bischof von Brandenburg, Diener des Bischofs von Brandenburg, Teufel, Theriakhändler, emanzipierte wendische Priesterin (nota bene!), germanische Herzogsneffen, deutsche Burgsassen, Kneze (Slawenfürsten) und askanische Markgrafen im Bunde mit Woldemar dem ganz Falschen den Gästen nicht nur einen Spaziergang

vorbei an historischen Orten, sondern auch durch die Zeitläufte des ersten nachchristlichen Jahrtausends in Brandenburg an der Havel bieten. Eines muss der Neid dem Markgrafen auf Zeit lassen – von all seinen Namensvettern hat er wohl die meiste Ahnung von der realen und der sagenhaften Geschichte der Chur- und Hauptstadt. Die anderthalb Stunden der Führung verlaufen wahrhaft abenteuerlich. Da verbuddeln die Neffen des Herzogs Ake Harlungentrost das Brisingamen, das kostbare Collier der germanischen Göttin Freya, vor den Augen der Besucher am Nordosthang des Harlunger- oder Marienberges und werden dabei von den Gästen der

Führung überrascht. Die Reaktion der martialischen Krieger aus der Völkerwanderungszeit lässt nicht lange auf sich warten: Die verschreckten Gäste werden mit Gebrüll und stumpfer Waffengewalt zu Paaren getrieben, direkt in die Arme der wendischen Priesterin.

Diese raunt unter den Augen des Gottes Triglaw einer Besucherin die Zukunft ins Ohr – und – soviel sei verraten, trifft mit ihrem Orakel aber so was von in die Mitte. Das können eben nur Frauen mit dem zweiten Gesicht! Keine Viertelstunde später bewaffnet der perfide Woldemar seine Besucher mit handfesten Buchenknüppeln gegen den legitimen Herren der Brandenburg, einen gewissen Jaczco von Copnick, und hetzt sie in Ermangelung der mittlerweile geplanten Slawen-Burg auf der Dominsel ersatzweise zum Sturm gegen das Slawendorf. Dort wartet Knez Jaczco bereits auf sie und der askanische Bären-Albrecht ebenfalls und die Rauferei um den rechten Glauben und die daran hängende Mark Brandenburg kann beginnen. Dass man den Erbstreit auch im nahen Oberlandesgericht zivil hätte schlichten können,

kommt keinem der Kombattanten auch nur ansatzweise in den Sinn. Wie die Geschichte ausgeht, ist jedem Historiker sattfam bekannt: Der geschlagene Jaczco muss sich taufen lassen und fortan als Kneipier und Suppenschelm unter dem profanen Pseudonym Jens Wiedecke die verpimpelten aber übermächtigen Sachsen bewirten. Demütigender geht's nicht! Die altsächsischen Gäste haben ihre Gaudi. Immerhin haben sie für das herrliche Spektakel auch 15 Taler berappt. Dafür wurden sie auch nebenbei von ihrem ganz falschen

Markgrafen intensiv zur Geschichte Brandenburgs beschult und lassen es sich nun, nach der finalen Schlacht, inmitten abgeschlagener Gliedmaßen schmecken. „Das ist mal was anderes, als die „trockenen“ Stadtführungen!“, sagt einer der glücklichen Sachsenkrieger. Er hat das Massaker mit Glück heil überstanden und nennt sich Werner Müller. Ob er der echte oder der falsche Werner Müller ist, verrät er nicht. Nur, dass es ihm große Freude gemacht hat, das schwört er hoch und heilig, so wie seine anderen vierzehn Bundesgenossen, die einem als promovierten Chemiker verkleideten Landesfürsten durchs abendlich-dämmrige Brandenburg gefolgt sind. Wer das auch erleben möchte, hat dazu am 10.5., 14.6., 09.8., 16.8., und am 20.9. Gelegenheit, wenn er oder sie oder alle beide denn um 18:30 Uhr zum Roland pilgern. Anmelden kann man sich auch unter 0173/83 57 08 4 oder per Email unter kontakt@zeitreise.de. Und – keine Bange – man kommt mit heiler Haut aus dem Abenteuer – hoch und heiliges Ehrenwort!

Was nur ist ein Cimbalom?

Ein vergessenes Instrument und eine Posaune verzauberten die Studiobühne



Abb. 57 Auch mit Fliegenklatschen lässt sich ein 3.000 Jahre altes Instrument bespielen.

Michael L. Hübner

Selten traf der Titel „Unerhörtes Brandenburg“ so sehr ins Schwarze. Die Wenigsten der fünf Dutzend Zuhörer werden vor diesem Abend etwas



Abb. 58 Enikő Ginzery (li) und András Fejér geben ein Kammerkonzert



Abb. 59 Ein Instrument wird bestaunt...

von einem Instrument namens Cimbalom gehört haben. In Westeuropa nahezu in Vergessenheit geraten, gab sich der Großvater des Pianos in der Studiobühne die Ehre und zwar kunstfertig traktiert von den zarten Fingern einer blonden Fee aus der Puszta, einer Piroshka mit verführerischem Schmolzmund und einem ausdrucksstarken Lächeln. Das etwa 3.000 Jahre alte Cimbalom, das sich der Laie als ein Klavier ohne Klaviatur vorstellen mag, eröffnet der Musikerin nach deren eigenen Worten den intimsten Kontakt, den ein Instrument zu bieten hat. Die Fee Enikő Ginzery bespielte die Saiten mit Schlegeln, die aussahen wie überlange japanische Teelöffel mit Wartebüschen. Sie gebrauchte aber auch Fliegenklatschen, Milchshake-Handmixer, ihre eigenen Stimme gar, die Handflächen und ihre – Fingernägel. Das Geheimnis um ihre mutmaßlich exzellente Maniküre behielt die magyrische Schönheit allerdings für sich. Was sie mit ihrem grandiosen Partner András Fejér an der Posaune zu Gehör brachte, war Musik des zwanzigsten Jahrhunderts. Wer sich auf die Suche nach harmonischen Akkorden begab, verlor sich bald im Gewirr stakkatierender Arpeggios, die sich dann doch wieder auf wundersame Art zu einem einheitlichen Ganzen fügten. Da zauberten die beiden mystische Klangwelten, die das Hier und



Abb. 60 Julian Gretschel, Enikő Ginzery, György Kurtág, Luigi Manfrin und András Fejér (v.l.n.r.)

Jetzt überwand und das Tor in eine wie auch immer geartete Anderswelt aufstießen. Hollywood hätte so manche Tonfolge für romantische Stimmungsfilm der Oberklasse, aber auch für spannungsgeladene Thriller mit Gänsehauteffekt brauchen können – aber Hollywood war nicht da. Schade nur, dass man das exotische Instrument nicht in seinen klassischen Möglichkeiten erleben konnte. Wo doch selbst Il Grande Vivaldi fürs Cimbalom komponierte... Der Scharfrichter moderner Musik ist wohl die Frage, ob man den Sender wechseln würde, läge man im Bette und lauschte

einem ARD-Nachtkonzert solcher Façon. Nein, hier wäre das Umschalten obsolet gewesen, diese Musik würde jeder kunstsinnige Hörer auskosten bis zur letzten Note. Wie Fejér seine Posaune zärtlich quaken ließ, das machte wohl selbst die Enten des nahen Schleusenkanals glücklich. So etwas haben selbst die noch nicht gehört – unerhörtes Brandenburg eben. Zielsicher traf er seine Töne und die kleine Boshaftigkeit des Kritikers, bei moderner Musik käme man dem Musiker sowieso nie auf die Schliche, wenn er sich mal vergriffe, blieb diesmal im Ansatz und im Halse stecken. Mit im Publikum saßen drei Komponisten, deren Werke zum Vortrag kamen. Da war zum Beispiel der fünfundachtzigjährige György Kurtág aus Ungarn, der in seinem Zyklus *Játékok* - „Spiele“ sogar einen Hund in Musik verwandelte. Und dann saß da noch Rainer Rubbert, der Brandenburg an der Havel seinerzeit mit „Kleist“ eine richtige Uraufführung einer großen Oper bescherte. Das hatte Flair, das beeindruckte. Denn auch die von den beiden Musikern dargebotenen Stücke waren eigens in Auftrag gegeben und uraufgeführt worden. Die „Bilder der Nacht“ trugen als Widmung sogar den Namen der zauberhaften Cimbalomistin. Wenn sie ihre Musik ankündigte und wenn sie ihr Instrument vorstellte, in jenem breiten Dialekt, der die Worte so dehnt wie die Puszta weit ist, da wurde es feucht in den Augenwinkeln: Und als sie mit ihrem Kollegen András Fejér zur eingeforderten Zugabe noch einmal die Bühne betrat, da sagte sie mit unschuldigem Augenaufschlag: „Und wejl wirrr die Hundää so liebäään, spieläään wirrr noch mal däään „Hund“...“ Und genau dafür, Frau Ginzery, lieben wir Sie!

Wenn der Wanja auf der Tanja...

Herkuleskeule gastierte am BT

Kotofej K. Bajun

Wer sich selbst „Herkuleskeule“ nennt, der muss schon deftig hinlangen. Der eigene Ruf erfordert's. Denn, besieht man sich die Plempe des



Abb. 61 Birgit Schaller, Rainer Bursche, Thomas Wänd, Erik Neumann,

Herkules, zum Beispiel in Kassel-Wilhelmshöhe, dann ist diese Waffe schon respekt einflößend. Die Dresdner Kabarettisten, die am Brandenburger Theater gastierten, wurden ihrer Legende dieses Mal aber nur knapp gerecht. Die Damen und Herren der Herkuleskeule ernteten von den etwa 300 Zuschauern freundlichen Vorschuss und am Ende ebenso freundlichen Applaus. Etwas zu zäh fanden sie von Anfang an ins Spiel hinein. Dabei zählen sie zu den kabarettistischen Großen Drei Ostelbiens: Distel, Pfeffermühle und eben die – Herkuleskeule. Botschafter der Dresdner Keulenschwinger



Abb. 62

waren an diesem Abend Rainer Bursche, Birgit Schaller, Erik Lehmann und ein famoser Thomas Wänd am Flügel. So richtig warm wurden die drei Akteure auf der Bühne leider nicht, einzig Thomas Wänd verstand mit seiner mitreißenden Musik den Saal zu heizen. Gut sind sie – aber schwer haben sie's auch. Vom Latschenkino verwöhnt mit der Münchner Lach- und Schießgesellschaft, Dieter Hildebrandts Scheibenwischer und politischen Kabarettikonen namens Matthias Riechling oder Ottfried Fischer ist es aber auch hart, sich aus dem Schatten der auf diesem Gebiet leider übermächtigen Wessis heraus zu spielen. Die Dresdner sparten nicht mit intelligentem Witz, konnten aber auch manche zotige Klippe nur mit Mühe umschiffen. Diversen Programmteilen fehlte der knallige Abschluss – sie bekamen es wohl selbst mit, zum Ende der Vorstellung, als sie noch einmal eine letzte, mitreißende Pointe beschworen. Die aber blieb wie ein bockiger Dschinn in der Flasche



Abb. 63

hocken. Ob das Publikum wirklich die letzte Zugabe einforderte, war nicht so recht zu ermitteln, aber hätte unbedingt eine geben müssen: An dieser Dame ist eine Operndiva verloren gegangen. Sie spreizte ihre Kehle vom Koloratur-Sopran mit angedeuteter „Königin der Nacht“ bis hin zu einem herrlich versoffenen Alt, wenn sie die Tamara mit tadelloser russischer Aussprache gab. Ja, ab und an waren schon echte Schenkelklopfer dabei: Wenn der Iwan auf dem Ofen lag – und nicht auf der Tanja, denn auf der lag der Wanja – ei, da freute sich das Haus! Russland bekam an diesem Abend sowieso sein Fett weg – aber hageldicke! Ansonsten waren die üblichen Verdächtigen Mode – da wurde der Wessi im Allgemeinen durchgehechelt und das Kabinett mit seiner Chefin Angela Merkel im Besonderen. Und wieder war es eine ebenso authentische wie amüsante Birgit Schaller, die glanzvoll mit der Kanzlerin paradierte. Die außenpolitische Abteilung kam sehr



Abb. 64



Abb. 65

gut rüber, das hatte Witz und Verstand und war gallig, giftig, bitterböse: Kasperle drosch mit der Rute zu. Und die war aus echtem Dresdner Stahl geschmiedet. Eine Herkuleskeule eben! Die bekam auch Florian Silbereisen mitsamt den Volksmusikdudlern ins Genick. Das hatte was.

Das machte Spaß! Ansonsten schienen die Wellen zwischen Künstlern und Publikum einem Gezeitenwechsel unterworfen: Allzuoft knüpften sich die Kabarettisten einen gewissen Rainer aus der ersten Reihe vor – wohl um ihre Zuschauer, repräsentiert durch diesen einzelnen Herrn, nicht gänzlich von der Leine zu verlieren. Ein paar Sätzen weiter landeten sie dann wieder einen fulminanten Kracher und schon konnten sie den armen, gebeutelten Rainer kurzfristig vom Haken lassen, denn das Parkett lachte und es gab den verdienten Zwischenapplaus. Die standing ovations, die das Magazin sz-online attestierte, blieben in Brandenburg an der Havel allerdings aus, auch kein Trampeln oder Johlen – stattdessen soliden Applaus und vereinzelt ein paar freudige Pfiffe. Alles, was recht ist, aber das Brandenburger Publikum reagierte dieses Mal mit einem allzu selten offenbaren, feinen Instinkt für die bezeugte Leistung. „Morgen war’s schöner“ nannte sich das Programm. Na – das lässt ja noch ein bisschen Luft nach oben!

Zwischen Wasser und Feuer

Silvesterspaziergang zum Thema Brandenburger Mühlen Geschichte

Michael L. Hübner

Mühlen sind eine sichere Bank. Das wussten schon die askanischen Markgrafen, die sich bereits vor 800 Jahren bei ihren Eroberungen rund um die alte Brandenburg die Mühlenregalien sicherten. Ebenfalls eine sichere Bank für die Kultur der Stadt sind die traditionellen Silvesterspaziergänge von Stadtführerin Gabriele Göbi. 305 Besucher hatten sich angemeldet. 550 kamen und ließen den Treffpunkt, den Rieselspeicher der Burgmühle in der Krakauer Straße, aus allen Nähten platzen. Die Brandenburger Mühlen Geschichte war denn auch das Thema der diesjährigen Stadtwanderung. Gabriele Göbi verstand es gewohnt spannend umzusetzen. Mit kraftvoller Stimme und ihrem enormen Faktengedächtnis, gepaart mit

geübter Eloquenz bannte sie ihr Publikum, dessen neugierige Blicke nicht nur an der Burg- und der Havelmühle hafteten, sondern auch sehnsuchtsvoll nach den Villen der Müllerpatriarchen schielten. Ganz arm können diese nämlich nicht gewesen sein, wovon das ehemalige Heim für „gefallene Mädchen“ (Villa Tiede, 1912) sowie der alte Wasserschutzgroßposten der Volkspolizei (Villa Kähne, 1925) am Grillendamm und die Heidrich-Villa neben dem Havelpegel beredtes Zeugnis ablegen. Zwar warnte der alte Müllermeister Karl Tiede, dem die Burgmühle gehörte, seine Söhne Arno und Paul vor dem Müllerhandwerk, das unselig zwischen Wasser und Feuer angesiedelt ist und davor, dass den Bauern das Korn stets zu billig und den Bäckern das Mehl immer zu teuer sei, dennoch scheint das Geschäft ein paar



Abb. 66 550 Teilnehmer besuchten den Silvesterspaziergang 2011

Groschen abgeworfen zu haben. Man musste nur ein Auge darauf haben, wie der alte Tiede, der noch als Senior von seinem Balkon aus seine Mülhknechte bei der Arbeit beobachtete.

Seinem Schwiegersohn, dem Juristen Dr. Kähne, war das Glück eines in erster Lage erbauten Wohnsitzes allerdings nicht lange beschieden. Als „Klassenfeind“ von den neuen Herren 1945 verhaftet, verhungerte er in einem Internierungslager. Von Brandenburgs rührigem Unternehmerteil wusste Gabriele Göbi ebenfalls zu berichten. Mit dem Blick auf die Havelmühle erzählte sie, wie diese am 1.9.1900 eingeweiht wurde und schon tags darauf lichterloh abbrannte. Doch schon ein Jahr später hatte Müller Heidrich seine Mühle wieder aufgebaut und hielt sich sogar unter den klassenbewussten Kommunisten, wenn diese seinem Sohn auch einen Steuersatz von bis zu 80% und eine Erbschaftsteuer von 40.000 DDR-Mark aufdrückten. Dann kam die Teilprivatisierung – die DDR stieg mit 40% ins Unternehmen ein, was jedoch zu einer moderateren Besteuerung führte. Doch das war der Arbeiter- und Bauernmacht noch immer nicht genug. Die Zwangsentziehung des „Ausbeuters“ traf ihn folgerichtig, hinderte



Abb. 67 Gabriele Göbi versteht zu fesseln

aber den letzten Müller Heidrich nicht daran, bis zum Schluss in seiner Mühle zu arbeiten. Nun wird in Brandenburg an der Havel kein Mehl mehr gemahlen. Die Wasserräder haben schon lange ausgedient, die Motoren und Transmissionen stehen still und rosten. Die Havelmühle bekam eine neue Funktion als apartes Wohngebäude zugewiesen. Gleiches ist nun auch für die Burgmühle und ihren Rieselspeicher geplant, die mitsamt der Remise wieder aufgebaut und für die wohnliche Nutzung hergerichtet werden sollen. Somit bot der Silvesterspaziergang für die Brandenburger die Gelegenheit, Teile ihrer alten Burgmühle noch einmal im vertrauten Zustand und von innen

zu besichtigen. Doch damit allein lässt sich der immense Zulauf der Stadtführungen zum Jahreswechsel von Gabriele Göbi und Marcus Alert nicht erklären. Sollte sich die aus dem am 21.12.2012 endenden Maya-Kalender abgeleitete Prophezeiung nicht erfüllen, so wird man zweifelsohne erleben, dass die immer beliebter werdenden Silvesterspaziergänge im nächsten Jahre trotz Anmeldepflicht wieder einen neuen Besucherrekord aufstellen. Es muss wohl an der Art liegen, wie die Stadtführerin die Geschichte der Havelmetropole lebendig macht.

Inhalt

850 Jahre Domkapitel.....	3	Klassiker vom Broadway am BT	17
...auf so was kommste doch nicht anne frischen Luft!	3	Klassisches Drama im Parkett	18
Abgründe des Schwachsinn.....	5	Klondike bei Brennabors.....	19
Brandenburger General stellt sich vor.....	6	Königliche Hoheit auf Talfahrt	20
Cherchez la femme	7	Kultur – wie weiter?.....	20
Deportation in die Hölle.....	7	Leuchtender Schatten Goethes.....	21
Drei tote schwedische Soldaten im Garten	8	Mit Schlagzeug und Trompeten	22
Ein Schneemann namens Kasimir.....	9	Nur Bares ist Wahres.....	23
Ein Schweinchen auf der Blumenwiese	10	Pfeilgiftfrosch bei Sonnenseglers	23
Eine Nachtigall zum Verlieben.....	10	Schwierige Suche nach der Wahrheit.....	24
Entzauberte Mythen	11	Tauben vergiften zum Buffet	25
Fünf Pfund Wagner-Orgeln	12	Tucho im Kreuzgang.....	26
Geburtstagskabarett für EffZwo	13	Unterwegs mit einem Fürsten.....	27
Hildebrandt, Ensikat und Steinmeier an der FH Brandenburg.....	13	Was nur ist ein Cimbalom?.....	28
Hochverrat für nubische Schönheit.....	14	Wenn der Wanja auf der Tanja.....	29
Isetta, Capri und Petticoat	16	Zwischen Wasser und Feuer.....	30
Juten Morjen, Herr Preil!.....	16		